

DAVID

Jüdische Kulturzeitschrift

21. Jahrgang • Nr. 81 • Juni 2009



SOMMER 5769

Inhaltsverzeichnis

Die Rekonstruktion der Synagoge in der Hubergasse in Wien

Bob MARTENS Seite 2-4

100 Jahre Tel Aviv – Israels Kulturhauptstadt hat Geburtstag

Felice Naomi WONNENBERG Seite 6-7

Der Kampf um Ressourcen Neues Konfliktpotential für den Nahen und Mittleren Osten?

Arnold H. KAMMEL Seite 8-9

„Is shver zu sayn a jiddischer Gibber“ Das Bild des jüdischen Helden von biblischen Vorbildern zu Darstellungen im zeitgenössischen Film

Felice Naomi WONNENBERG Seite 12-13

Eine Schule fürs Leben Die neue Zwi-Perez-Chajes-Schule auf dem Campus der IKG Wien im Prater

Isabella MARBOE Seite 14-17

Wilhelm Stiassny (1842-1910) Architekt - Gemeinderat - Zionist

Ursula PROKOP Seite 18-21

Patriot und Weltbürger zugleich Zum 70. Todestag des österreichischen Schriftstellers Joseph Roth

Claus STEPHANI Seite 22-24

Wien 2, Tempelgasse Nr. 3c Erinnerungen 1943 – 1953, Teil 5

Hans GAMLIEL Seite 26-30

„Unsere Möglichkeiten gehen weit über die Änderung des Leitzinses hinaus“

Interview mit Univ. Prof. Dr. Ewald Nowotny,
Gouverneur der OeNB Seite 32-33

Nachlese zu einem Symposium über Zwi Perez Chajes

Evelyn ADUNKA Seite 34-35

Risiera : Reismühle des Todes

Ilse GERHARDT Seite 36-37

Unter den Fittichen des roten Aaren Die Tiroler Landes – und Polizeiordeung von 1573 und ihre Auswirkung auf Juden

Gerald GNEIST Seite 38-39

Auf den Spuren eines „Gerechten“ Das Oskar Schindler-Museum in Krakau.

Manfred LEMM Seite 40-41

Die Darstellung jüdischen Lebens in der deutschen Geschichte im Deutschen Historischen Museum in Berlin

Andrea BRAIT Seite 42-43

Zwei Erzählungen über verstorbene Söhne und trauernde Väter

Nathanael RIEMER Seite 44-48

Zum Verhältnis von antisemitischen und philosemitischen Stereotypen

Irina DJASSEMY Seite 50-51

Buchrezensionen

Seite 52-59

IMPRESSUM:

DAVID - Jüdische Kulturzeitschrift
www.davidkultur.at

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

ACHTUNG NEUE ADRESSE!!!

DAVID - Jüdischer Kulturverein:
A-2490 Ebenfurth, **Hofgrabengasse 1/1**,
Telefon- & Faxnr: 01 / 888 69 45,
Handy: 0699 / 130 20 230, E-mail: david_kultur@gmx.at
Zweck: Information der Mitglieder und Freunde des
Jüdischen Kulturvereines DAVID.

Abonnementpreis: 4 Ausgaben / EUR 36,-
(Ausland zzgl. Spesen).

Bankverbindungen: ERSTE BANK,
Konto: 310 051 51078, BLZ: 20111,
IBAN: AT05201131005151078,
SWIFT-Code: GIBAATWW,
RLB NÖ-WIEN, Konto: 07.839111, BLZ: 32000,
IBAN: AT5032000000078389111, BIC: RNLNAT33,
Deutschland: HYPO Vereinsbank,
Konto: 5349214, BLZ: 70020270,

Chefredakteur: ADir Regierungsrat Ilan Beresin,

Redaktion: Evelyn Ebrahim Nahooray,
Mag. Gustav C. Gressel, Mag. Tina Walzer.

Lektorat: Mag. Tina Walzer

Freie Mitarbeiter: Dr. Domagoj Akrap,
Dr. Gabriele Anderl,
a.o. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Samuel Davidowicz,
Dr. Susanne Swantje Falk,
ADir i.R. Michael Friedmann, Dr. Pierre Genée,
Dr. Alfred Gerstl, M.A., Mag. Dr. Gerald Gneist,
Mag. Dana Claudia Grigorcea,
Mag. Arnold H. Kammel, Mag. Lydia Ladurner,
DI Isabella Marboe, Ing. Turgut Mermertas,
Mag. Gerhard Milchram,
Dr. Thomas Pankratz, Mag. Silvia Perfler,
Dr. Felix Schneider,
Dr. Claus Stephani, HR Dr. Christoph Tepperberg,
Naomi Felice Wonnemberg,
Halina Zajac, ADir Gerhard Zirbs.

EDV-Koordination, Design und grafische Gestaltung:

Ing. Turgut Mermertas

Druck und Endherstellung:

Universitätsdruckerei Klampfer GmbH
A-8181 St. Ruprecht/Raab, Barbara-Stamper-Str 347,
Tel.: 03178/28 555, Fax.: 03178/28 555-6(8)

**Für nicht verlangte Manuskripte und
Fotos wird keine Haftung übernommen.
Ausserdem sei grundsätzlich festgestellt, dass
sich die Redaktion das Recht vorbehält, Manu-
skripte zu kürzen bzw. geringfügig zu ändern.**



Einen schönen und erholsamen Urlaub
allen
Jüdischen Bürgerinnen
und Bürgern
wünscht

im Namen der
Bezirksvertretung Hietzing
Ihr Bezirksvorsteher
Dipl.-Ing Heinz Gerstbach



Foto: Wiedemann

Die besten Wünsche zum
Sommerurlaub
allen Gönnern und Lesern
unserer Zeitschrift

Im Namen
der Redaktion

Regierungsrat
Ilan Beresin



*Namens der Bezirksvertretung
des 18. Bezirks wünsche ich
allen jüdischen Bürgern in
Währing
einen schönen Sommer.*

Karl Homole
Bezirksvorsteher



Bezirksvorsteherin
SUSANNE REICHARD
wünscht im Namen der
Bezirksvertretung Wieden
einen schönen und
erholsamen Sommer.

house of hifi
Familie Beresin

...wünscht Ihnen
angenehme Sommertage.

www.houseofhifi.com

Photographie von Shai Ignatz aus 2002 mit den herabgefallenen, und erschöpft, fast möchte man sagen, verwundet wirkenden fleischroten Blüten trägt den Titel „Rabin Platz“. Diese Blüten drücken ganz zart und doch sehr intensiv aus, was den Pressephotos entging, als sie die Erschiessung jenes grossen Staatsmannes zeigten, dem dieser Platz seinen Namen verdankt.

strömen. Auch der Künstler Eyal Katz zeigt ein neues Gesicht der Strasse, er ließ es auf einen Strassenbaum schneiden, gestaltete eine Skulptur aus Styropor, die wie schmelzender Schnee aus den Zweigen tropft. Fasziniert bleiben die israelischen Kinder stehen, blicken in die ungewohnte weiße Landschaft hinaus und wirbelten die Styroporschneeflocken mit den Füßen auf. Kunst kann Spass machen. Happy Birthday Tel Aviv. ■

Die Kunst verlässt auch die offiziellen Kulturtempel

und wagt sich selbst in jene Ecken der Stadt, die die Bürgermeister nicht so gerne vorzeigen. In der Ausstellung „Kunst auf die Straße“ brachten die Kuratorinnen Hila Sali und Noam Wenkert Skulptur, Video, Malerei und Installationen in den Arbeiterstadtteil Shapira im Süden von Tel Aviv, gleich neben der zentralen Busstation. An die tausend Besucher zogen mit kleinen Plänen ausgerüstet durch die Straßen eines Viertels, das diese Bildungsbürger sonst wohl nie betreten hätten, um die Kunstwerke zu entdecken. Eine besonders sensible Annäherung an das Viertel ist dem Künstler Shai Schneider gelungen. Er suchte das Gespräch mit den Anrainern und Geschäftsinhabern und lernte so einen „Namensvetter“, den Schneider der Mesilat Yesharim Strasse kennen. Der Künstler war berührt von der sanften Art dieses Mannes, der offene Rechnungen „vergisst“, wenn die Kunden nicht zahlen können, und portraitierte diesen Helden des harten Alltags auf der Fassade seines Geschäftes. Technisch perfekt, mit einem ganz feinen Übergang von der freigelegten zur gestrichenen Fläche der Wand ritzte er die Umrisse wie einen Scherenschnitt ein – ein Scherenschnitt, der einen Scheren-Schnitt zeigt. Schüchtern steht der Abgebildete in seinem Ladeneingang und lächelt den Kulturhungrigen zu, die heute durch seine Strasse



Shai Schneider, Scherenschnitt, Wandeinritzung, 2009. Foto: F. N. Wonenberg



Shai Ignatz, Rabin-Platz. Fotografie, 2002: mit Genehmigung Tel Aviv Museum

bilden der Jordan und sein Nebenfluss Jarmuk. Das Wassereinzugsgebiet des Jordan umfasst Teile des Libanon, Syriens, Israels, Jordaniens und des Westjordanlandes. Das Wasser des Jordan wird derzeit hauptsächlich von Israel genutzt, jenes des Jarmuk von Syrien und Jordanien. Da die Oberflächenabflüsse vergleichsweise gering sind, greifen die Staaten des Nahen Ostens auch in erheblichem Ausmaß auf Grundwasservorkommen zurück. Diese betragen in Israel, den Palästinensischen Gebieten und Jordanien fast zwei Drittel des bereitgestellten Wassers. Manche dieser Grundwasservorkommen liegen innerhalb der Staats- und Autonomiegebiete, wie in weiten Gebieten Jordaniens oder im israelischen Küstenstreifen, andere sind grenzüberschreitend, wie die Grundwasserressourcen, die im Westjordanland angereichert werden und nach Israel fließen (Westbank), oder die Wasserressourcen im Süden Jordaniens, die mit Saudi-Arabien geteilt werden. Die Türkei, Syrien und der Irak sind seit Jahren in brisante Wasserkonflikte verwickelt. Die großen Flüsse der Region, Euphrat und Tigris, entspringen in der Türkei, und dieses Land nimmt für sich in Anspruch, einen großen Teil des Wassers zu nutzen.

Besonders konfliktrichtig ist die Nutzung des Jordanwassers. Die Flüsse, die zusammen den Jordan bilden, entspringen in Israel, im Libanon und im Golangebiet, das zu Syrien gehört und seit dem Krieg 1967 von Israel besetzt ist. Die politischen Spannungen bis zum Sechstagekrieg wurden dadurch verstärkt, dass Israel plante, Teile des Jordanwassers schon oberhalb des Sees Genezareth, der immerhin 40 Prozent des israelischen Trinkwasserbedarfs abdeckt, in eine große nationale Wasserleitung für den trockenen Süden des Landes einzuspeisen. Umgekehrt plante Syrien, einen Teil des Wassers der Golanhöhen für Bewässerungsprojekte und zur Trinkwasserversorgung zu nutzen, was Israel als Angriff auf seine Lebensader ansah und nach dem Baubeginn 1964 bis zum Krieg 1967 mehrfach mit einer Bombardierung der Baustelle beantwortete. Von den weltweit rund 40 Wasserstreitigkeiten, im Zuge derer in den letzten fünfzig Jahren Waffen eingesetzt wurden, fanden rund drei Viertel zwischen Israel und Syrien statt. Bis heute sind sie zu einem überwiegenden Teil ungelöst. Der Streit über die Zukunft des wasserreichen Golangebietes gerade in Zeiten eines drohenden Klimawandels dürfte weiterhin anhalten. Auch ohne Klimawandel wird die Wasserverfügbarkeit bereits in absehbarer Zeit zum zentralen Problem der Region werden. Dies hat weitreichende Auswirkungen auf die landwirtschaftliche Produktion und beschleunigt darüber hinaus auch Desertifikation und Bodenversalzung. Durch den Klimawandel wird dieser Trend weiter verstärkt werden.

Betrachtet man den Nahen und Mittleren Osten, so ist festzustellen, dass gerade der Jordan ins Zentrum potentieller Wasserverteilungskonflikte rückt. Zusätzlich steht die Region als Transitregion

für Migrationsbewegungen unter großem demographischen Druck. Der Klimawandel hat durch die Wasserarmut auf Israel große Auswirkungen. Die sich daraus ergebenden Abhängigkeiten, vor allem von der Türkei, könnten die Stabilität der gesamten Region erschüttern. Aufgrund ihrer Lage an den Oberläufen von Euphrat und Tigris ist die Türkei das einzige Land des Mittleren Ostens, das in Bezug auf die Wasserversorgung unabhängig ist. Durch die sich aufgrund des Klimawandels verstärkende Wasserkrise wird daher die Rolle der Türkei als Regionalmacht weiter gestärkt werden. Eine mögliche vertiefte türkisch-israelische Partnerschaft gegenüber der arabischen Welt könnte enorme Auswirkungen auf den gesamten Mittleren Osten haben. Als Region mit den größten weltweiten Ölreserven steht der Mittlere Osten im Zentrum möglicher Konflikte. Bisher hat es keine reinen Wasserkriege gegeben. Umweltflucht aufgrund des Ressourcenmangels könnte aber auch zu einem sozialen und politischen Folgeproblem führen, das sich mitunter schwerwiegend auswirkt: Flüchtlinge können in umliegenden Gebieten auf Mangelsituationen stoßen bzw. diese hervorrufen, da mit der Bevölkerungszahl die Wassernachfrage steigt. Dieser existenzgefährdende Mangel kann zu Verteilungskonflikten führen, die bei einer möglichen Eskalation wiederum in eine Spirale der Umweltzerstörung und damit ihrer Degradation münden.

Künftige Konflikte um Rohstoffe

Das Spektrum der außen- und sicherheitspolitischen Herausforderungen hat sich in den letzten Jahren erheblich vergrößert: Mit der zunehmenden Knappheit an Rohstoffen und dem einsetzenden Klimawandel ist die Welt mit neuen Problemen konfrontiert, die ein massives Konfliktpotential bergen. In absehbarer Zeit dürfte sich der Kampf um Energie-Ressourcen und Endverbraucher jedoch unterhalb der Schwelle überregionaler kriegerischer Auseinandersetzungen abspielen. Jedenfalls haben die Verteilungskonflikte auf nationaler und subnationaler Ebene an Schärfe zugenommen. Immer knapper werdende Ressourcen, nicht nur Öl und Gas, sondern auch Trinkwasser bergen enormes Konfliktpotenzial in sich. Gerade Wasser wird mehr und mehr zum strategischen Gut. Wer im 21. Jahrhundert Zugang dazu hat, ist im Vorteil: politisch, wirtschaftlich und sozial. Wasser ist wichtiger als Öl, und Wasser ist durch nichts zu ersetzen. Die Wasservorkommen von Jordan und Jarmuk sind für Israel und seine arabischen Nachbarn von existentieller Bedeutung. Daher besteht gerade im Nahen Osten die Notwendigkeit, dauerhafte Lösungen für die Wasserfrage zu finden. Dies stellt eine der zentralen Vorbedingungen für einen nachhaltigen Friedensplan der gesamten Region dar. ■

Quellen:

BP Statistical Review of World Energy June 2008
Energy Information Administration: <http://www.eia.doe.gov>
International Energy Agency: <http://iea.org>



Ich wünsche den Leserinnen und Lesern der Zeitschrift DAVID sowie der gesamten jüdischen Gemeinde Österreichs einen schönen und erholsamen Sommer.

Josef Pröll
Bundesminister für Finanzen



Der Sommer ist da, und ich möchte allen Leserinnen und Lesern der Kulturzeitschrift DAVID und allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern von ganzem Herzen eine schöne Zeit und gute Erholung wünschen.

Wo immer Sie sich in den Sommermonaten aufhalten mögen – Friede, Dialog, Toleranz und Verständnis sind überall auf der Welt wichtig und notwendig. Und das werden wir alle nie aus den Augen verlieren!

Karlheinz Kopf
ÖVP-Klubobmann

Schönen Sommer!

Film. Was einst im Holzschnitt vermittelt wurde, pixelt sich heute über Leinwand und Flatscreen. Im israelischen Kino gibt es ein Genre, daß sich mit Heldentum im Krieg, allerdings verfehltem Heldentum befasst. „Jorim we bochim“ nennt sich diese Kategorie „Schießen und Weinen“ – eigentlich nicht die klassische Heldenrolle. Ein aktuelles Beispiel dieser Filmkategorie ist „Walzer mit Bashir“ ein gezeichneter Dokumentarfilm von Arie Folman über die psychologischen Spätfolgen des ersten Libanonkrieges. Hier wird ein sehr klägliches Bild der israelischen Recken entworfen. Im Film sieht man die einstigen Kombattanten Jahrzehnte nach ihrem Kampfeinsatz von post-martialischen Traumata geplagt. Im Gespräch mit brothers-in-arms versuchen die Männer einen späten Ausweg aus ihren psychologischen Nöten zu finden. Auch „Beaufort“ von Joseph Cedar, der auf der Berlinale ausgezeichnet wurde, oder Klassiker wie „Jom Kipur“ von Amos Gitai gehören zu diesem „Schiessen und Weinen“-Genre. All diese Filme setzen sich mit dem israelischen Mann als Soldat auseinander. In ihnen durchlaufen die Protagonisten während des Krieges Ernüchterungsprozesse, bis sie dahin gelangen, ihre Rolle als Kämpfer aufgeben zu wollen. Auffallend ist, dass gerade Filme dieses Genres im Ausland überaus wohlwollend rezipiert werden und oft vielfach mit Filmpreisen ausgezeichnet werden. Die damit ausgedrückte Grundhaltung ist psychologisch eindeutig: Wenn ein jüdischer Mann schon wehrhaft eine Waffe zur Hand nimmt, so soll es ihm danach wenigstens gründlich leid tun. Was im Kontext der inner-israelischen Film- und Kunstszene ein Beweis für Israels Fähigkeit zur selbstkritischen Betrachtung und freien Meinungsäußerung ist, wird im internationalen Kontext zum erhobenen Zeigefinger der nicht-jüdischen Intellektuellen gegenüber der Aussenpolitik des jüdischen Staates.

So muss schon eine amerikanische Produktion kommen, damit der jüdische Mann im Film dem klassischen Heldenimage entspricht. Der im Februar angelaufene Film *Defiance – Widerstand*



Aus dem Film „Waltz With Bashir“. Abbildung mit freundlicher Genehmigung F. N. Wonnenberg

von Edward Zwick ist einer der wenigen Filme, die dieses Bild liefern. Zwick erzählt die Geschichte der Brüder Bielski, jüdische Partisanen im Zweiten Weltkrieg, die eine Gruppe von über 1.200 jüdischen Flüchtlingen in den Wäldern der Ukraine versteckten und so vor den Nazis retteten. Nur ganz wenige jüdische Leinwandhelden kommen zu so heroischer Größe wie diese drei unerschrockenen jungen Männer - dazu muß schon weit in der Filmgeschichte zurückgehen. Das herausragendste frühe Beispiel dieses Genres ist der Film „Exodus“ (1960) mit Paul Newman. Der Scripttext von „Exodus“ klingt auch im neuen Film „Defiance“ durch. Im Streifen der 60er Jahre wird der so oft portraitierten angeblichen Passivität der jüdischen Opfer entgegengehalten: „Wir müssen kämpfen, damit wir wieder Menschen sind“. In „Defiance“ wurde eine Szene eingebaut, die fast wie eine filmhistorische Referenz wirkt: Nach etlichen Szenen, in denen man die Brüder und ihre Schützlinge vom Regen durchweicht im Wald kauern sieht, hat einer der Brüder, Tuvia, gespielt von James Bond Darsteller Daniel Craig, seinen Auftritt. Auf einem weißen Pferd vor der Gruppe auf- und abreitend verkündet er das Credo der Gruppe:

„Wir werden Kämpfer werden! [...] Mögen wir auch gejagt werden wie Tiere, wir werden nicht zu Tieren werden! [...] Und wenn wir sterben in unserem Bemühen zu leben, so sterben wir zumindest wie Menschen.“

So schön die Rede hoch zu Ross auch klingen mag, es handelt sich hierbei um eine Darstellung aus nicht-jüdischer Sicht, eine US-amerikanische Produktion, einen Blick von außen auf die jüdische Geschichte. Die Diskrepanz zwischen der Sicht der israelischen Filmemacher und jener der Hollywood-Standards ist enorm. So könnte man lakonisch, aber lebensnah zusammenfassen: Der Krieg ist im Endeffekt eben nur auf dem Flatscreen unterhaltsam. Wer ihn im Alltag erleben muss, wie die israelischen Filmschaffenden, wird seines Heldentums schon bald müde. ■



Aus dem Film „Defiance“: jüdische Helden bis zum Hals im Schlamm, aber eine Waffe in der Hand. Abbildung mit freundlicher Genehmigung F. N. Wonnenberg

„Hier entsteht ein Campus der Israelitischen Kultusgemeinde für alle Generationen“, sagt Architekt Thomas Feiger, der die neuen Anlagen für Hakoah-Sportzentrum, Schule und Maimonides-Zentrum plante. „Die Idee der Kombination von alt und jung hat uns fasziniert: die Eltern, die hier ihre Kinder zur Schule bringen oder abholen, können gleich ihre eigenen Eltern im Maimonides-Zentrum besuchen.“ Außerdem wird im Hakoah-Sportzentrum für die Bewohner des Seniorenheims Gesundheitsturnen angeboten. Generell wirkt sich auch die Nähe zu jungen Menschen positiv auf sie aus. Die Kinder wiederum können aus dem Umgang mit den Älteren und deren Lebenserfahrung lernen.



Zukunft im Bau: am nördlichen Nachbargrundstück der neuen Schule entsteht das Maimonides-Zentrum, wo alte Menschen ihren Lebensabend verbringen können. Foto: Dieter Werderitsch

Synergien nutzen

Die Schule ist ein viergeschossiges, zweiflügeliges Gebäude aus Stahlbeton mit großen Glasflächen und Putzfassade, das sich winkelförmig um Garten und Pausenhof legt. Ihr nördlicher Trakt ist mit Garderoben und Sanitärräumen im Erdgeschoss unmittelbar an die Dreifach-Turnhalle der Hakoah angebunden, dadurch braucht die Schule keinen eigenen Turnsaal mehr.

„Auch das ist ein toller Synergieeffekt. Die Sportanlagen sind vormittags kaum in Betrieb. Aufgrund des direkten Zugangs können die Schüler zwischen 8 und 17 Uhr turnen und alle anderen Anlagen benutzen, sofern diese zur Verfügung stehen“,

so Architekt Feiger. Im Erdgeschoss liegt auch der Kindergarten. Den drei Gruppenräumen im Süden ist eine glasgedeckte Pergola vorgelagert, die sich zum Pausenhof erweitert. „Das Dach ist teilweise beweglich, damit man es zum Laubhüttenfest öffnen kann“, erklärt Feiger.

Die fünf Gruppenräume im anderen Flügel sind nach Westen orientiert. Vor ihren großen Fenstern verläuft eine lange Terrasse mit einer schützenden Lärchenholzbrüstung, dahinter stehen Tischtennis-Tische auf grünem Sportbelag zwischen kleinen Bäumchen.

Dieser Spielbereich mündet auf einen großen freien Platz, der von Sitzstufen gesäumt wird. Wie eine Arena klettern sie den Hang zu den angrenzenden Freiflächen des Hakoah-Sportzentrums hoch. Dieser Sprung im Gelände kommt der Turnhalle zugute, die dadurch direkt auf Erdgeschossniveau erschlossen werden konnte. „Aus der Doppelnutzung ergab sich die Anordnung der Gebäude“, sagt Feiger. „Mir war wichtig, dass sich zwischen den verschiedenen Altersgruppen eine Kommunikation entwickeln kann, die sowohl vertikal als auch horizontal funktioniert.“ Deshalb grenzt der Werkraum des Gymnasiums an den der Volksschule, liegt die Aula am Kreuzungspunkt der beiden Flügel und verjüngen sich die Gänge zwischen den Klassen und Nebenräumen. „Je mehr Kinder in Richtung Aula strömen, umso mehr Platz gibt es, um sich zu entfalten.“

Kurz nach 17.30 Uhr an einem Dienstagnachmittag kommt eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern aus dem Gebäude. Fast alle tragen ihre Uniformen, sind sehr aufgeweckt und an diesem Tag schon seit 7.30 Uhr da. „Es ist einfach super“, sagt Batel, ein Mädchen aus der dritten Klasse der AHS. „Wir sind gern in der Klasse, aber auch gern am Gang.“ Weit krägt das Vordach auf schwarzen runden Säulen über den gedeckten Platz an der Simon-Wiesenthalgasse aus. Am Boden liegen helle Betonplatten, ein gläserner Windfang markiert den Eingang zum Kindergarten. Die runden, weißen Lampen an der Untersicht des Vordachs finden sich auch in der Aula wieder. Ihre Decke ist mit anthrazitgrau gestrichenen, schalldämmenden Herakustikplatten verkleidet, am Boden von Gängen und Foyer liegt hellgrauer Kunststein: jede Platte ist 100cm x 100cm groß. „Diese Maßstäblichkeit ist sehr urban, sie entspricht einem öffentlichen Platz. Wir haben die Schule als Stadt betrachtet. Es gibt Räume für die Gemeinschaft



Hebräisch als fixer Bestandteil des Unterrichts und schmucker Aufputz für die Aula, dem zentralen Hauptplatz der Schule. Foto Dieter Werderitsch.

und Räume zum Rückzug“, sagt Architekt Stephan Ferenczy vom Team BEHF, das die Innenräume gestaltete. Höchst ambitioniert ließ es sich dabei vom Stadtplan anleiten, den der Architekturhistoriker Nolli 1748 von Rom aufzeichnete: ein vielschichtiges Ge-

Raum soll ganz besonders gestaltet werden, das braucht seine Zeit: voraussichtlich wird er im Laufe des Jahres fertiggestellt werden. Bis dahin steht ein provisorischer Altar im Speisesaal.

Vom Platz vor dem Raum zum gemeinsamen Essen zweigt die Hauptstrasse ab: der Gang zwischen den Klassen. Die verzinkten Spindmöbel, die hier stehen, haben Sitzbänke aus Holz und lassen sich mit Rolläden öffnen und schließen. So bilden sie quasi den kollektiven Garderobenkasten vor den Klassen, die analog zu Privatwohnungen gestaltet sind. Gelb, Blau, Rot: Jede Tür trägt innen eine andere Farbe, an der sich auch die Wände und Decken orientieren. „Farbe hat einen starken Einfluss auf die Wahrnehmung. In dieser Schule gibt es viele Nuancen“, sagt Stephan Ferency. Die 2a-Klasse der Volksschule hat ein gelbes Türblatt, der Boden ist ockerfarben, die Wände leuchten zitronengelb, die abgehängte Decke aus Gipskarton ist in etwas satterem Gelb gestrichen. An einer Wand hängen schillernde CD-Rohlinge, aus denen die Schüler Käfer gebastelt haben. Eine andere Klasse trägt Blau, alle Möbel aber sind weiß, und überall zeigen sich die Früchte des Unterrichts: Tulpen, Buchstaben des hebräischen Alphabets, israelische Nationalflaggen, Bilder und vieles mehr zieren die Wände, Türen und Borde der farbig lackierten Kästen und Regale.

„Diese Schule ist viel schöner als die alte. Wir haben 20.000 Quadratmeter! Viele Kinder mögen ihre Klassen, wir sind aber auch gern im Garten“, sagt Elior. Dort kann man am besten mit den anderen spielen. Nathan aus der Fünften hat den Chill-Out-Room am liebsten, weil dort eine Couch steht und die Lehrer weit weg sind. Tamar ist gern im Computerarbeitsraum, wo weiße Tische und kühles Blau an den Wänden eine nüchterne Atmosphäre verbreiten. Michaela aber weiß zu schätzen, dass die Lehrer gut unterrichten. Ein größeres Kompliment kann man einer Schule wohl kaum machen. ■



Kindergarten: alle Gruppenräume haben Zugang ins Freie. Auch die Gestaltung ist der Natur ganz nah. Kleine Sessel und Tische aus hellem Holz ein großes Raummöbel zum Beklettern und Entspannen in dunklem Herbstrot. Diese Farbe tragen auch die Kästen. Foto: Karoline Mayr.



www.wirtschaftsbund.at

**Namens des Österreichischen
Wirtschaftsbundes wünsche ich der
jüdischen Gemeinde in Österreich
eine erholsame Urlaubszeit!**

Christoph Leitl

Dr. Christoph Leitl

ÖWB-Präsident



WIRTSCHAFTSBUND



Bundesminister

Dr. Johannes Hahn
Landesparteiobmann



Stadtrat

Norbert Walter, MAS
Landesgeschäftsführer

**Im Namen der ÖVP Wien
wünschen wir
der jüdischen Gemeinde
einen schönen Sommer!**

ÖVP wien
DIE STADTPARTEI

ÖVP Wien, Rathauspl. 9, 1010 Wien
Tel.: 01/515 43 - 900, Fax: DW 929
Internet: www.oevp-wien.at

1945 als Durchgangslager für Palästinaauswanderer, um schließlich Anfang der 50er Jahre verkauft und abgerissen zu werden (heute befindet sich der Komplex des Wirtschaftsförderungsinstitutes an dieser Stelle).⁴ Sozusagen als „Hausarchitekt“ der Rothschilds und Königswarters führte Stiassny in deren Auftrag auch diverse Umbauten ihrer prunkvollen Besitzungen aus, wie insbesondere um 1878 des Schlosses Königswarter in Schebetau in Mähren (heute Šebetov, Tschechische Republik) und 1899 des Palais Rothschild in Wien 4, Prinz-Eugen-Straße 22. Ebenso war Stiassny für die Planung zahlreicher Familiengrüfte verantwortlich, wobei das elegante, klassizierende Rothschild-Mausoleum (1894) in der alten jüdischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofs bei Tor 1 besonders hervorzuheben ist.

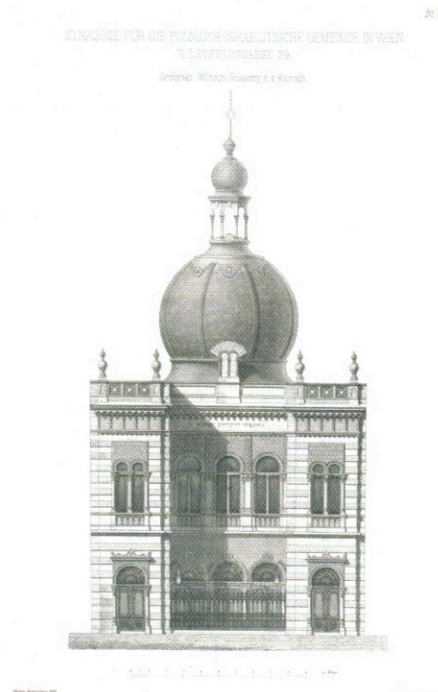
Darüber hinaus war Wilhelm Stiassny als freier Architekt auch mit der Errichtung von Miethäusern des gehobenen Bedarfs befasst und gehörte zu den erfolgreichsten Bauunternehmern der Gründerzeit. Aus all den hier angeführten Gründen, und auch infolge einer schier unerschöpflichen Schaffenskraft hinterließ er eine praktisch unüberschaubare Menge von Bauten. Neben einer sehr repräsentativen Villenkolonie in Wien-Döbling (19, Reithlegasse 2-6) war er maßgeblich am Ausbau des sogenannten *Textilviertels* im 1. Bezirk beteiligt, das sich zwischen Börse und Rudolfsplatz etabliert hatte, wo weitgehend jüdische Unternehmer ihre Firmensitze hatten. Der weitgehend in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts entstandene und bis heute in seiner Bausubstanz sehr homogene Stadtteil zeichnete sich durch einen bemerkenswerten Mischtypus der Häuser aus. Während die oberen Stockwerke großbürgerlichen Wohnungen vorbehalten waren, befanden sich in den Untergeschossen Magazine, Produktionsstätten und Verkaufsläden. Diesen unterschiedlichen Funktionen entsprechend verfügen diese Häuser zumeist über zwei Eingänge.⁵ Aber auch die Errichtung von noblen Stadtpalais gehörte zu Stiassnys Aufgaben, wobei die aufwendige Innendekoration, wie sie für die Ringstraßenära typisch war, gleichfalls von ihm entworfen wurde (z. B. Palais Schwab, 1, Weihburggasse 30).⁶ In seinem großen Büro arbeiteten als Mitarbeiter unter anderen auch Oskar Marmorek und Ignaz Reiser, die sich später als bedeutende Architekten selbst einen Namen machten.

Infolge seiner großen Kompetenz auf zahlreichen Gebieten des Bauwesens wurde Stiassny

schließlich 1878 als Vertreter der Liberalen und einer der ganz wenigen Juden in den Wiener Gemeinderat entsandt. Die jüdische Bevölkerung Wiens umfasste damals ca. 10% der Gesamtbevölkerung und war mit knapp 3% jüdischen Gemeinderäten politisch kaum repräsentiert. 1894/95 gehörte Stiassny als Stadtrat kurzfristig sogar der Wiener Stadtregerung an. Dieses Mandat musste er nach dem Sieg der unter Karl Lueger heftig antisemitisch agierenden christlich-sozialen Partei zurücklegen, war aber weiterhin mit nur einer kurzen Unterbrechung bis zu seinem Ableben 1910 als Gemeinderat tätig.⁷ In dieser Funktion, die in eine Periode intensiven Wachstums Wiens fiel, hielt Stiassny mehr als 1.500 Referate und war in vielen Kommissionen mit Projekten zum Ausbau der städtischen Infrastruktur wie des Verkehrswesens, aber insbesondere der Donauregulierung und des Baues der 1. Wiener Hochquellwasserleitung befasst.

Stiassny war nicht nur als Lokalpolitiker und Architekt tätig, sondern engagierte sich auch in der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, deren Vorstand er rund dreißig Jahre lang angehörte, wobei er sich insbesondere in diversen karitativen Organisationen engagierte, wie z. B. dem *Verein zur Unterstützung israelitischer Handwerker*. Selbst großer Kunstsammler, insbesondere von Judaica, war er neben Max Grunwald und Bernhard Wachstein auch federführend an der Konstituierung der *Gesellschaft zur Sammlung jüdischer Kulturgüter* beteiligt, die 1895 zur Gründung des *Jüdischen Museums* führte, das erste seiner Art in Europa (zunächst im Haus Königswarter in Wien 1, Rathausstrasse 13 unter-

gebracht). Stiassny erlangte auch große Bedeutung auf dem Gebiet des jüdischen Kultbaus. Zu seinen frühesten Realisationen gehört die Synagoge in Teplitz-Schönau (heute Teplice, Tschechische Republik), die, 1875 in einer kühnen Synthese von Formen der florentinischen Renaissance und maurischer Elemente errichtet, damals die größte in Europa überhaupt war. In den folgenden Jahren konnte er zahlreiche weitere Synagogen auf dem Gebiet der Donaumonarchie errichten, wie 1887 in Malacky (heute Slowakei), 1891 in Gablonz/ Jablonec (heute Tschechische Republik), 1896 im Prager Stadtteil Weinberge (Praha-Vinohrady) und viele andere mehr, die alle einem farbkräftigen Orientalismus verpflichtet waren. In Wien hingegen erhielt Stiassny, nachdem er die Planung der alten israelitischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofes (1879) fertig



Polnische Synagoge (1893), Wien 2, Leopoldgasse 29 (Allg. Bauzeitung 1894), nicht erhalten. Abb.: U. Prokop.

- 1 Stiaszny hatte noch fünf jüngere Geschwister. Siehe dazu: Ursula Prokop, Wilhelm Stiaszny, in: www.architektenlexikon.at. Die Angaben zu Stiasznys genauem Geburtsdatum sind divergierend. Die Matriken der IKG Wien und die Studienbögen des Archivs der Technischen Hochschule geben den 15. Februar 1842 an, während im Verlassenschaftsakt des Wr. Stadt- Landesarchivs der 15. Oktober 1942 angeführt wird. Höchstwahrscheinlich ist der Februar korrekt und der Monat wurde aufgrund der damals üblichen Schreibweise in römischen Ziffern mit dem Oktober verwechselt.
- 2 Neues Wiener Tagblatt, 12. 7.1910 (Nachruf)
- 3 Wilhelm Stiaszny, Spezialstudien über das Spitalsbauwesen, Wien 1867; Denkschrift über die Gründung einer gemeinnützigen Baugesellschaft, Wien 1868 und Statistiken über den Einfluss der Wohnqualität auf Gesundheit und Sterblichkeit in Großstädten, Wien 1868
- 4 Siehe dazu M. Heindl/R. Koblizek (Hg.), 125 Jahre Rothschildspital, Donnerskirchen 1998
- 5 Allgemeine Bauzeitung 50.1885, T.56f
- 6 G. Frodl (Hg.), Die Geschichte der bildenden Kunst in Österreich, 19. Jh., Bd.5, München u. a. 2002
- 7 Siehe dazu: M. Fiala, Die Tätigkeit des Wiener Gemeinderates in den Jahren 1879-1883, unpubl. Diss., Wien 1974
- 8 Stiasznys Synagogen im „maurischen Stil“ waren immer wieder heftigster Kritik ausgesetzt. Siehe dazu u. a.: Wiener Bauindustriezeitung 1888, S.604
- 9 P. Genee, Die Wiener Synagogen, Wien 1825-1938, Wien 1987 und Allgemeine Bauzeitung 1894, S.70f, T.55
- 10 A. Pařík, Das jüdische Prag, Praha 2002, S.38f
- 11 I. Sonder, Wilhelm Stiaszny und der Bebauungsplan für Tel Aviv (1909), in: David, H. 58, Sept. 2003
- 12 W. Stiaszny, Programm zur Tätigkeit des Vereines auf dem Gebiet der jüdischen Kolonisation in Palästina, Wien 1909 und Das Projekt zur Anlag einer Kolonie im Heiligen Land, Wien 1909
- 13 Pe'era Goldmann, Tel Aviv, der Wandel des Vorortes in eine Großstadt, in: W. Nerdinger (Hg.), Tel Aviv, Neues Bauen 1930-1939, Tübingen/Berlin 1993, S.18ff und U. Prokop, Zum Anteil österr.- jüdischer Architekten am Aufbau Palästinas, in: Hintergrund 38.2008, S.35ff
- 14 Stiasznys Witwe überlebte ihren Mann nur einige Jahre und verstarb 1916, sein Sohn Dr. med Sigmund Stiaszny, 1873 geboren, starb im Feber 1941 kurz vor Beginn der Deportationen in Wien an einem Gehirnschlag (freundliche Auskunft Georg Gaugusch).
- 15 Dr. Blochs Wochenschrift, 27.1910, Nr.28, S.471f

Es lebe die

Lebenslust und laune

Die Daseinsvorsorge der Wiener Stadtwerke

Als größter Infrastruktur-Dienstleister der Stadt sorgen die Wiener Stadtwerke mit ihren Konzerngesellschaften – u. a. Wien Energie, Wiener Linien und Wiener Lokalbahnen – dafür, dass Wien auch in Zukunft zu den Städten mit der höchsten Lebensqualität der Welt gehört. Mehr unter www.wienerstadtwerke.at

Es lebe die Stadt.

29. APR BIS 2. NOV

STIFT SCHLIERBACH

MAHLZEIT!

ÖÖ LANDESAUSSTELLUNG 09

www.landesausstellung.at

nahm. Die teils schmerzliche „Erkenntnis, dass ein historischer Tag eben verging“, und „die zwiespältige Trauer um den Untergang eines Vaterlandes, das selbst zur Opposition seine Söhne erzogen hatte“ wurden nun zur zentralen Metapher für den Zusammenbruch des Habsburgerreichs sowie für den Verlust von Heimat in Roths literarischem Schaffen, so in seinem erzählerischen Spätwerk „Radetzky marsch“ (1932) und „Kapuzinergruft“ (1938). Und in den letzten Wochen der Weimarer Republik vermerkte er bekenntnishaft:

„Mein stärkstes Erlebnis war der Krieg und der Untergang meines Vaterlandes, des einzigen, das ich je besitzen: der österreichisch-ungarischen Monarchie.“

Im Vorwort zum „Radetzky marsch“ heißt es dann:

„Ein grausamer Wille der Geschichte hat mein altes Vaterland, die österreichisch-ungarische Monarchie, zertrümmert. Ich habe es geliebt, dieses Vaterland, das mir erlaubte, ein Patriot und ein Weltbürger zugleich zu sein, ein Österreicher und ein Deutscher unter allen österreichischen Völkern. Ich habe die Tugenden und die Vorzüge dieses Vaterlands geliebt, und ich liebe heute, da es verstorben und verloren ist, auch noch seine Fehler und Schwächen. Deren hatte es viele. Es hat sie durch seinen Tod gebüßt. Es ist fast unmittelbar aus der Operettenvorstellung in das schaurige Theater des Weltkriegs gegangen.“

Noch während seiner Militärzeit hatte Roth begonnen, Berichte, Feuilletons, Gedichte und Prosa zu veröffentlichen, zuerst in den Zeitschriften *Der Abend* und *Der Friede* sowie in *Österreichs Illustrierter Zeitung*. Im April 1919 wurde er Redakteur der Zeitung *Der Neue Tag*, zu deren Mitarbeiter Alfred Polgar, Egon Erwin Kisch und Anton Kuh gehörten. Ab Januar 1923 arbeitete Roth als Feuilletonkorrespondent für die renommierte *Frankfurter Zeitung* und veröffentlichte in den folgenden Jahren außerdem zahlreiche Beiträge in der *Wiener Sonn- und Montagszeitung* sowie in den Zeitungen *Neues 8-Uhr-Blatt*, *Der Tag* (beide in Wien) und *Prager Tageblatt*. Während dieser Zeit arbeitete er an seinem ersten Roman („Das Spinnennetz“), der im Herbst 1923 in Fortsetzungen in der *Wiener Arbeiter-Zeitung* abgedruckt wurde, jedoch letztlich unvollendet blieb.

Am 5. März 1922 hatte Joseph Roth in Wien Friederike (Friedl) Reichler geheiratet. Friedl war eine attraktive und intelligente Frau, doch das ruhelose, mondäne Leben an der Seite eines reisenden Starjournalisten entsprach nicht ihren Bedürfnissen. Sie verfiel zunehmend in Apathie, wurde psychisch krank und pflegebedürftig, und so brachte man sie im November 1930 in das Sanatorium Rekawinkel bei Wien. Im Dezember 1933 kam sie in die Landesheil- und Pflegeanstalt *Am Steinhof* bei Wien und schließlich im Sommer 1935 – nachdem Roth die Scheidung beantragt hatte – in das Landesklinikum *Mostviertel Amstetten-Mauer*. Von hier wurde Friedl Roth nach der nationalsozialistischen Machtüber-

nahme in Richtung Linz verschickt und am 15. Juli 1940 im Zuge des NS-Euthanasieprogramms ermordet.

Schon am 30. Januar 1933, jenem Tag, an dem Hitler zum deutschen Reichskanzler ernannt wurde, hatte sich Joseph Roth entschlossen, Deutschland zu verlassen und nach Frankreich zu gehen. In einem Brief an Stefan Zweig zeigte er einen erstaunlichen Weitblick:

„Inzwischen wird es Ihnen klar sein, dass wir großen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten – unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet – führt das Ganze zum neuen Krieg. Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.“

Bald wurden auch Roths Bücher verbrannt, und so blieb er zunächst in Paris, hielt sich aber im Laufe der folgenden Jahre nicht ständig in Frankreich auf. Er unternahm öfters, manchmal auch längere Reisen – in die Niederlande, nach Österreich und nach Polen, wo er auf Einladung des polnischen PEN-Clubs eine Reihe von Vorträgen hielt. Von Juni 1934 bis Juni 1935 lebte Roth, wie viele andere Exilanten auch, an der französischen Riviera. Zusammen mit Hermann Kesten und Heinrich Mann hatten Roth und Manga Bell, seine damalige Lebensgefährtin – Tochter einer Hamburger Hugenottin und eines farbigen Kubaners – in Nizza ein Haus gemietet. Anfang Juli 1936 fuhr Roth auf Einladung Stefan Zweigs nach Ostende, wo er die Schriftstellerin Irmgard Keun kennen lernte. Jahre später schrieb sie über diese Begegnung:

„... da hatte ich das Gefühl, einen Menschen zu sehen, der einfach vor Traurigkeit in den nächsten Stunden stirbt. Seine runden blauen Augen starteten beinahe blicklos vor Verzweiflung, und seine Stimme klang wie verschüttet unter Lasten von Gram.“

Von 1936 bis 1938 lebten die beiden zusammen in Paris. Keun begleitete Roth auch auf seinen Reisen, unter anderem bei seinem Besuch in Lemberg zu Weihnachten 1936, wo er sie seiner alten Freundin Helene von Szajnoda-Schenk vorstellte. Im Unterschied zu anderen österreichischen und deutschen Exilanten gelang es Roth, nicht nur literarisch produktiv zu bleiben, sondern auch seine Werke zu veröffentlichen. Sie erschienen in den niederländischen Exilverlagen *Querido* und *Allert de Lange*, sowie im christlichen Verlag *De Gemeenschap*. Außerdem publizierte Roth auch Beiträge in der von Leopold Schwarzschild herausgegebenen Exilzeitschrift *Das Neue Tage-Buch*. Infolge häufigen Alkoholkonsums verschlechterte sich sein gesundheitlicher Zustand nach 1937 immer mehr. Hinzu kam ein „zweiter Heimatverlust“: Im November 1937 hatte man das Hotel Foyot, wo er zehn Jahre lang gelebt hatte, abgerissen. Daraufhin bezog er in derselben Straße, der Rue de Tournon, über seinem Stammcafé, dem Café Tournon, ein bescheidenes Zimmer. Es sollte sein letztes Logis auf dieser Welt bleiben.

LINNERTH

Exklusive Herrenmode

wünscht allen Kunden, Freunden und Bekannten einen erholsamen Sommer!

Am Lugeck 1-2
1010 Wien

Tel.: +43 1 513 83 18,
Fax: +43 1 513 83 18-10
office@linnerth.com, www.linnerth.com



STIFT
KLOSTER
NEUBURG

WILLKOMMEN IM STIFT KLOSTERNEUBURG



Stiftsplatz 1
3400 Klosterneuburg
02243/411-212
www.stift-klosterneuburg.at

Spula

TEXTIL
HANDELSG. M. B. H.

Spula Textil HandelsGmbH
Dr. Reinhard Kamitz Strasse 1
A-2203 Grossebersdorf
Tel.: +43 (0) 22 45 25 91,
Fax: +43 (0) 22 45 52 91 85

wünscht allen LeserInnen
des DAVID einen
schönen Sommer!

oiiip

Österreichisches Institut
für Internationale Politik
Austrian Institute for
International Affairs

A-1040 Wien
Operngasse 20 B
Tel. +43 (0)1/581 11 06
Fax +43 (0)1/581 11 06-10

wünscht allen Leserinnen und Lesern
des DAVID einen schönen Sommer

LINNERTH

EXKLUSIVE HERRENMODE



Am Lugeck 1-2 1010 Wien
Tel.: +431-513 8318
www.linnerth.com

PALZILERI

J
JACOB COHËN

BOGLIOLI

GIMO'S

C.P.
COMPANY

Während der paar Wochen, in denen sich die „Amerikaner“ in Wien bzw. Europa aufhielten, wurden Dorothea, Paul und die Kinder von Otto zweimal zum Mittagessen, einmal zu einem Spaziergang in den Wienerwald und einmal in den Prater eingeladen. Alleine besuchten Otto und Lilly Konzerte, Theater- und Opernaufführungen. Ehe das Ehepaar seine Reise von Wien aus fortsetzte, besuchten Otto und Paul das Grab ihrer Eltern auf dem Wiener Zentralfriedhof am 4. Tor und beschlossen, den arg verwitterten Grabstein wieder herrichten und die Inschrift darauf erneuern zu lassen. Dann kam die Verabschiedung, denn die Reise der Verwandten ging weiter nach Italien und Spanien zu einem Kultur- und Badeurlaub. Von dort wurden von ihnen zwischendurch schöne, farbenprächtige Urlaubsgrüsse ins Heim nach Wien gesandt. Mit dem letzten Gruss, der aus Spanien kam, kündigte Otto an, dass sie nun per Schiff wieder nach Amerika zurück reisen würden, zuvor aber noch den schweren Pontiac verladen lassen müssten.

Zwei Jahre danach kamen die beiden abermals nach Europa, auch wieder nach Wien. Inzwischen hatte Otto den Pontiac gegen einen nicht weniger prachtvollen Oldsmobile eingetauscht. Dieses Mal kamen sie mit den Gedanken, Amerika den Rücken zu kehren und sich für immer in Wien niederzulassen. An Ottos Haltung gegenüber seinem Bruder hatte sich nichts geändert, und Onkel Paul hütete sich davor, noch einmal das leidige Thema von einst anzuschnitten, was auch im Sinne Dorotheas lag. Otto schaffte es tatsächlich, nach Wien zu übersiedeln. Geld spielte eine nebensächliche Rolle, es war genug vorhanden, eine geeignete Wohnung im vierten Bezirk in der Seisgasse zu kaufen, diese nach seinen und Lillys Bedürfnissen umzubauen und zusätzlich noch eine Arztpraxis einrichten zu lassen. Neben seiner Privatpraxis nahm Otto eine Anstellung als Amtsarzt der Gemeinde Wien an, was ihm einen weiteren, nicht unbedeutenden Verdienst eintrug. Nach kurzer Zeit wurde ihm gar der Titel Medizinalrat verliehen.

In Onkel Pauls Psyche gab es zwei Punkte, die ihn arg belasteten, von denen aber weder Hans noch Erika Kenntnis nahmen. Wenn überhaupt, so stach ihnen höchstens während der Anfangsphase ihres Zusammenlebens manchmal dieser oder jener ins Auge: Einmal, dass Onkel Paul wenige Zentimeter kleiner als Dorothea war, und zweitens, Onkel Paul gravierender belastend, dass er einen Geburtsfehler, nämlich eine plattgedrückte Nase hatte. Seine Nase sah so aus, als wäre sie von einem Boxhieb platt geschlagen worden. An diesem seinem, wie er dummerweise annahm, verunstalteten Aussehen litt er andauernd, auch wenn er stets bemüht war, sich diesbezüglich nichts anmerken zu lassen. Hans, bestimmt auch seine Mutter, mit welcher er darüber aber nie ein Wort wechselte, begriff nie und nimmer, dass Onkel Pauls Bruder, Dr. Otto Braun, niemals auch nur die geringsten Anstalten machte, Onkel

Paul eine plastische Operation zu ermöglichen und damit diese psychische Last ein für alle Mal von ihm zu nehmen.

Gymnasium und erste Liebesgefühle

Hans besuchte die letzte Volksschulklasse. Mutter und Onkel Paul waren sich einig, den Knaben danach ein Gymnasium besuchen zu lassen. Er wurde im Wasagymnasium angemeldet und aufgenommen. Weil aber das Wasagymnasium kriegsbeschädigt war, wurde es provisorisch im Schottengymnasium untergebracht. Der Schuldirektor, ein alter, grossgewachsener und Respekt einflössender Herr, hiess Dr. Vogelsang. In der Volksschule hatte Hans nur eine Lehrerin gehabt. Jetzt, am Gymnasium, waren es auf einmal mehrere Lehrerinnen und Lehrer, die zudem „Professor“ genannt wurden, und jeder unterrichtete ein eigenes Fach. Hans' Klassenvorstand lehrte Mathematik, hiess Dr. Maximilian Sames und war ein lustiger Pädagoge, wurde aber zum Leidwesen der Schüler ins Krottenbach-Gymnasium versetzt, das er als Direktor leiten durfte. Die frei gewordene Stelle des Klassenvorstandes übernahm Frau Dr. Baumann. Für den zum Gymnasium wesentlich länger gewordenen Schulweg musste Hans die Strassenbahn benützen. Schüler hatten ein Anrecht auf ermässigte Fahrtarife, wozu sie eine Streckenkarte benötigten. Auf dieser war die ganze Strecke vom Wohnort bis zur Schule eingetragen. Zusätzlich waren alle Linien vermerkt, die man benutzen durfte. Die Streckenkarte hatte nur an Werktagen Gültigkeit und war mit einer Marke versehen, die jeden Monat erneuert werden musste.

Nun verhielt es sich so, dass Hans nach Schulschluss häufig noch die Ausspeisung in der Leopoldsgasse aufsuchen musste, um dort sein Mittagessen einzunehmen. Um vom Gymnasium zur Ausspeisung zu gelangen, konnte er bis zum Schwedenplatz fahren, musste dort die Strassenbahn verlassen und von da die Taborstrasse bis zur Leopoldsgasse zu Fuss hinaufgehen. Es machte ihm nichts aus, denn er ging gerne zu Fuss. Einmal trat der Fall ein, dass er die Strassenbahn am Schwedenplatz zu verlassen vergass oder versäumte. Er bemerkte es erst, als sich die Garnitur in Bewegung setzte und nicht zur Aspernbrücke vorfuhr, sondern in die Taborstrasse einbog. Jetzt erst, als es bereits zu spät war, bemerkte Hans sein Versäumnis und hatte Angst davor, was der Schaffner mit ihm tun werde. Er hatte Angst, als Schwarzfahrer zur Rechenschaft gezogen zu werden. Schon sah er den Schaffner sich von der vorderen Plattform durch das Menschenknäuel im Wageninneren durchzwängen und auf die hintere Plattform, auf der Hans stand, zusteuern. Dann war er da, rief sein „Fahrscheine bitte“, liess den Blick über alle Fahrgäste gleiten, drehte sich um und ging wieder in die andere Richtung zurück. Hans fiel ein Stein vom Herzen. Ihm war nichts geschehen, weshalb er auch noch die nächsten zwei Stationen schwarz weiter fuhr. Weil

fessor vor den Mitschülern seiner tollen Arbeiten wegen lobte. Er wurde im Wasagymnasium nur von diesem Professor, er hiess Katzer, und vom Biologie Unterrichtenden jemals gelobt. Mit dem Letztgenannten, der ihm äusserst wohlgesonnen war, verscherzte Hans es sich einmal gründlich. Er hatte eine schriftliche Hausarbeit nicht gemacht gehabt, als der Professor ausgerechnet ihn aufrief, die Aufgabe aus dem Heft vorzulesen. Hans stand auf, hielt sein Heft, in welchem nichts geschrieben stand vor sich hin und begann, stotternd daraus zu zitieren. Professor Gebhardt, so hiess der Biologieprofessor, merkte bereits nach den ersten dahergestammelten Sätzen, dass Hans keine Aufgabe gemacht haben konnte. Er forderte ihn auf, nach vorne zu kommen, um ihm das Heft zu zeigen. Damit war der Schwindel aufgefliegen und Hans mit einer schlechten Note beurteilt.

Endlich eine eigene Wohnung

Es war um das Jahresende 1952, als Dorothea freudestrahlend mit der Mitteilung nach Hause kam, dass ihnen endlich eine Gemeindebauwohnung im zwölften Bezirk zugeteilt worden war, die sie im Frühjahr 1953 beziehen könnten. Sie und Onkel Paul waren schon seit einiger Zeit aus der KPÖ ausgetreten und zwecks in Aussicht gestellter Wohnungszuteilung zur SPÖ übergewechselt. Alle freuten sich unsagbar über diese so lange ersehnte Nachricht. Aus übergrosser Neugier fuhren Onkel Paul und die Kinder ein paar Tage später zu dem sich noch im Rohbau befindlichen Wohnblock in den zwölften Bezirk, um diesen und ihr zukünftiges Zuhause zu besichtigen. Als Hans die ihm so riesig vorkommende Wohnfläche von 52 Quadratmetern betrat, kam er aus dem Staunen nicht heraus. Er konnte sich nicht und nicht vorstellen, was man mit so viel Platz anfangen sollte. Sogar fliessendes Kalt- und Warmwasser, ein eigener Gasherd mit vier Flammen, ein Duschaum und ein eigenes Klosett waren vorhanden. Strassenseitig gelegen war ein Balkon angebracht. Noch war Hans nicht bewusst, dass er sich schon bald - erstmals in seinem bisherigen Leben, und dies mit über dreizehn Jahren - richtig würde waschen können. Nachdem sie sich satt gesehen hatten, fuhren sie schwärmend und dabei vielerlei Pläne schmiedend, rege plaudernd ins Heim zurück.

Hans stand wie sein Freund Heini nun im dreizehnten Lebensjahr. Das hiess bei Juden, dass ihnen die Bar-Mitzwah, das zum Mann-Erhoben-Werden, bevorstand. Hans, der sich auch im jüdischen Religionsunterricht keineswegs hervorgetan hatte, musste nun eine Anzahl Gebete, noch dazu in hebräischer Sprache, erlernen. Zum Glück hatte er in Frau Pollermann, einer Heimbewohnerin, beim Lernen eine grosse Stütze. Sie konnte gut Hebräisch lesen und lernte mit Hans alle Gebete, die sie ihm zuvor phonetisch aufgeschrieben hatte, auswendig. Zusätzlich mussten

Hans und Heini gemeinsam einen sehr alten Herrn, er hiess Harmelin, welcher im Gebäude der Synagoge in der Seitenstättengasse wohnte aufsuchen, mit diesem weitere Gebete durchhackern und gewisse Gepflogenheiten des Zeremonienablaufes während der Bar-Mitzwah-Feier üben. Besagter alter Lehrer hatte es mit den beiden Jungen nicht leicht. Die konnten nämlich zwischendurch ihr Lachen-Müssen nicht unterdrücken, was den Lernablauf häufig unterbrach. Da Hans keinerlei Verwandte hatte, die die Patenschaft zu seiner Bar-Mitzwah hätten übernehmen können, wurde ihm von der Kultusgemeinde ein freiwilliger fremder Herr zur Seite gestellt. Dieser fuhr mit ihm in die Mariahilferstrasse zum Modegeschäft *Haber*, wo er für Hans einen grauen Anzug anfertigen liess. Es war der erste und für lange Zeit einzige Anzug, den Hans besass. Dermassen gut gekleidet ging Hans in Begleitung von Mutter, Erika und Onkel Paul zur Bar-Mitzwah in den Tempel in der Seitenstättengasse, dessen Oberrabbiner Herr Akiba Eisenberg war.

Der baldige Wohnungswechsel stand bevor, und vom Stadtschulrat kam ein Schreiben, in welchem Hans zu einem Schulwechsel aufgefordert wurde. Jetzt befand sich Hans in einer unbehaglichen Lage. Das Schreiben wies ihn an, dass, sowie der Wohnungswechsel stattgefunden habe, er in das Realgymnasium im 15. Bezirk in der Dieffenbachgasse überwechseln müsse. Diese Nachricht traf Hans hart, denn nicht nur, dass er sich von seinem lieb gewordenen „Spezi“ Roland verabschieden musste, hiess es auch, dass er seinen Schwarm Vera aus den Augen verlieren würde. Durch die Turbulenzen des im Frühjahr 1953 in Angriff genommenen Umzuges von der Tempelgasse, in welcher er mit seiner Mutter Dorothea, seiner Schwester Erika und mit Onkel Paul an die sieben langen Jahre gehaust hatte, in den zwölften Bezirk, in die Pirkeberggasse, kam Hans nicht einmal mehr dazu, sich von seinen liebsten Mitschülern zu verabschieden. ■

Was aus ihnen geworden ist (Stand 2007)

Dorothea, geboren 1918, gestorben 1983, war Fremdenführerin.

Erika, geboren 1942, ist seit 2002 Hauptschul-Oberlehrerin in Pension.

Hans, geboren 1940, war Maître d'hôtel sowie Vertreter und ist seit 2005 Pensionist.

Onkel Paul, geboren 1907, gestorben 1961, war Musiker.

Lilly und Otto Braun, gestorben in den 1970er Jahren, waren Hausfrau und Arzt.

Vic, Nori und deren Kinder leben in den USA, Nori starb 2003, Vic am 29. April 2007.

Vera Korn, geboren 1942, ist selbständige Juristin und heisst Kremslehner.

Roland, geboren 1942, ist nach einer Karriere in der deutschen Industrie Berater und Dozent für Wirtschaftswissenschaften.

*Die Bezirksvorsteherin
von Favoriten*

HERMINE MOSPOINTNER

*wünscht einen schönen
Sommerurlaub!*

Ing. Turgut Mermertas

und Familie

*wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!*

**DER KULTURVEREIN
DAVID DANKT
ALLEN GÖNNERN
FÜR DIE
ZAHLREICHEN
SPENDEN!**

Bezirksvorsteherin

Martina Malyar

wünscht im Namen der

Bezirksvertretung

Alsergrund

einen schönen Sommer.

Zur Urlaubszeit übermittle ich
den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern
Österreichs meine besten Grüße
aus der Traunseestadt
GMUNDEN

H E I N Z K Ö P P L

Bürgermeister der Stadt Gmunden

a.o.Univ.-Prof. Dr. Paul Haber

Facharzt für Innere Medizin

1130 Wien, Schloss Schönbrunn, Gartendirektorstöckl.

Tel.: 01/876 90 91

Hanni Haber, Susi Haber und Anna Haber

*wünschen allen Freunden und Bekannten einen
schönen Sommerurlaub!*

**Cathy, Harri, Clara,
Arthur & Oscar Heller**

wünschen allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

Michael und Dr. Elizabeth

FRIEDMANN

und Familie

wünschen allen ihren
Freunden und Bekannten
einen angenehmen Sommer!

Keller & Co

Wirtschaftstreuhandges.m.b.H.

Buchengasse 174

A-1100 Wien

Tel.:01/6037264

wünscht allen Leserinnen und Lesern des DAVID und
der jüdischen Gemeinde in Österreich einen schönen Sommer!

**TIBOR KARTIK
und Familie**

wünschen allen Verwandten
und Freunden einen
schönen Sommer!

Mag. Tina Walzer

und Familie

*wünschen allen Freunden
und Bekannten
angenehme Sommertage!*

**CHRISTINE RUTH
LEWERENZ-WEGHUBER
BEZIRKSRÄTIN A.D.**

wünscht allen
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

DAVID: Wie kann Mitgliedsstaaten, die aufgrund der Wirtschaftskrise in finanzielle Not geraten sind, geholfen werden? Ist eine Gemeinschaftsanleihe das richtige Instrument?

Nowotny: Hier muss man die kurz- und langfristigen Perspektiven unterscheiden. Kurzfristig ist das nicht möglich, schon allein weil Deutschland und andere Länder dagegen sind. Längerfristig glaube ich schon, dass sich mit einem einheitlichen europäischen Kapitalmarkt auch einheitliche Finanzierungsinstrumente entwickeln werden. Aber das setzt gemeinschaftliche Akzeptanz voraus. Es gibt ja schon eine Annäherung daran mit der Europäischen Investitionsbank, die eine indirekte Haftung aller EU-Staaten hat.

DAVID: Abschließend nochmals zurück zum Thema Banken: Braucht Österreich eine „bad bank“?

Nowotny: Wir haben keinen Bedarf. Österreich hat ein Stabilisierungspaket von über 100 Milliarden Euro. 10 Milliarden für den Anlegerschutz, 15 Milliarden für die Eigenkapitalstärkung der Banken und der Rest entfällt auf Garantien. Das ist, gemessen an der Größe des Landes, ein sehr großes Paket, das wohl nicht ausgeschöpft werden muss. Wir haben bewusst einen Sicherheitspolster eingebaut.

DAVID: Wir danken für das Interview. Das Interview führte CR Ilan Beresin. ■

Das Sanatorium Maimonides-Zentrum



Elternheim, Pflegewohnheim, Krankenanstalt und Tagesstätte der Israelitischen Kultusgemeinde und dessen Mitarbeiter wünschen allen Gemeindemitgliedern einen schönen Sommer und nehmen die Gelegenheit wahr, den Förderern des Maimonides-Zentrums ihren besonderen Dank auszudrücken.

Für weitere Spenden zu Gunsten der Entwicklung des Maimonides-Zentrums danken wir im Voraus.

Bankverbindung: BAWAG, BLZ 14000, Kto.Nr. 02010-733-807

**ISRAELITISCHE
KULTUSGEMEINDE
LINZ**
wünscht allen Mitgliedern
und Freunden
einen erholsamen Sommer.



Im Namen
der Landeshauptstadt Innsbruck
wünsche ich allen Leserinnen
und Lesern des DAVID
und der gesamten jüdischen
Gemeinde Österreichs einen
schönen und erholsamen Sommer

Hilde Zach

Hilde Zach
(Bürgermeisterin)



Stadtrat Norbert Walter, MAS
gf. Obmann der ÖVP Leopoldstadt

Im Namen der ÖVP Leopoldstadt
wünsche ich der jüdischen Gemeinde
einen erholsamen Sommer.

ÖVP wien
LEOPOLDSTADT

www.leopoldstadt.oevp.at

Maß- und Änderungsschneiderei

Ferco Ercin



Tel. + Fax: 01/5952842,
1060 Wien, Gumpendorferstr. 92

wünscht allen
Kunden, Freunden und Bekannten
einen schönen Sommer!

Schalom!
Einen schönen
Sommer wünscht
allen LeserInnen der
Zeitschrift DAVID
Josef Eichinger
Bezirksvorsteher-Stv.
Wien-Währing



Bereits in Florenz hatte sich Chajes für Pro Cultura, ein Netzwerk zionistischer Jugendorganisationen engagiert. Diese Arbeit für die Erziehung der Jugend setzte er in Triest fort und gründete 1913 die Monatszeitschrift "Il Messagero Israelitico". Als das wichtigste Verdienst und Resümee seiner Amtszeit in Triest fasste Chajes selbst zusammen:

"Gewiss, ich kann nicht sagen, dass in Trieste meine Mission beendet ist, aber ich darf wohl sagen, dass die Abfallbewegung so gut wie aufgehört hat, ich darf sagen, dass ein grosser Teil der Jugend dem Judentum wieder gewonnen ist."

Klaus Davidowicz, Professor für Judaistik an der Universität Wien und seit 2001 auch an der ZPC-Schule, beschrieb in seinem Vortrag "Zwi Perez Chajes und die jüdische Erziehung" anhand von Zitaten anschaulich das Erziehungskonzept des Oberrabbiners und Schulgründers. Weiters sprach Davidowicz über die Verdienste des Oberrabbiners um die Gründung, den Aufbau und Erhalt der in der Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg gefährdeten pädagogischen Institutionen der IKG Wien, das jüdische Realgymnasium (das spätere Chajes-Gymnasium), das hebräische Pädagogium und das Religionslehrerseminar.

Die Autorin nahm in ihrem Vortrag Bezug auf Gedenkartikel und Reden des Rechtsanwalts David Rothblum, des Rektors der Israelitisch-Theologischen Lehranstalt Adolf Schwarz, der Schriftstellerin Martha Hofmann, des Präsidenten des World Jewish Congress Nahum Goldmann und der Oberrabbiner Zwi Taubes, David Feuchtwang und Israel Taglicht aus den zwanziger und dreißiger Jahren. Sie berichtete auch, dass 1937, zu Chajes' zehntem Todestag, eine von Paul Diamant und Tulo Nussenblatt zusammengestellte Ausstellung gezeigt wurde, und dass ein damals geplantes Sammelwerk über Chajes leider nicht mehr erscheinen konnte.

Auch nach der Shoah publizierten Wiener jüdische Zeitschriften Erinnerungen und Gedenkartikel für Chajes, verfasst von Bernhard Braver, dem ersten Amtsdirektor der IKG Wien, von Wolf Herzberg, dem kurzzeitigen Präsidenten der IKG Wien 1951, von Gustav Leitner, dem langjährigen Präsidenten des Zionistischen Landesverbands, von Isidor Oehler, dem Religionsschulinspektor der IKG Wien, vom Arzt und zionistisch-revisionistischen Aktivist Wolfgang von Weisl, vom aus Wien gebürtigen Journalisten Jakob Rosenthal, vom Schweizer Rabbiner Lothar Rothschild und vom belgischen Oberrabbiner Pinhas Kahlenberg. Der letzte dieser Artikel erschien 1976. 1985 erinnerte sich der Judaist Jacob Allerhand in einer Broschüre „25 Jahre Zwi-Perez-Chajes-Loge“ der B'nai B'rith an Chajes, der "einen neuen Rabbinertypus" begründet habe - "den des geistigen Oberhauptes und Sprechers der gesamten Judenheit."

Der Wiener Historiker Dieter Hecht erwähnte in seinem Vortrag "Erinnerungen an Oberrabbiner Zwi Perez Chajes in Israel" dessen Beziehung zur Hebräischen Universität. 1924 war Chajes' Berufung zu einer Professur gescheitert, weil er sich für die kritische Bibelforschung einsetzte. Trotzdem nahm er im Jahr darauf an der feierlichen Eröffnung der Universität teil.

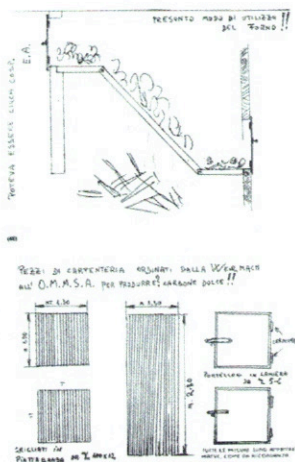
Hecht beschrieb die von Anitta Müller-Cohen 1950 organisierte Überführung von Zwi Perez Chajes nach Israel. Da die Organisation mit der israelischen Fluglinie El Al aus technischen Gründen scheiterte, musste der Landweg gewählt werden. Finanziert wurde die Überführung durch die Kultusgemeinden Wiens und Triests sowie durch private Spenden. Chajes wurde auf dem alten Friedhof von Tel Aviv in der Trumpeldor Straße beigesetzt, wo auch zahlreiche andere bedeutende zionistische Persönlichkeiten ruhen. An der Beisetzung nahmen rund 4.000 Personen teil, unter ihnen der zionistische Veteran Isidor Schalit, der Bürgermeister von Tel Aviv, Israel Rokach, und der israelische Innenminister, Haim Moshe Schapira. Begleitet wurde die Überführung von zahlreichen Gedenkartikeln und Gedenkfeiern. 1957 spendete die IKG Wien außerdem einen Chajes gewidmeten Thoramantel für das von Anitta Müller-Cohen mitaufgebaute Kinderdorf Beer Ya'acov, das heutige Johanna Jabotinsky Youth Village. Im Zentrum von Tel Aviv wurde schließlich auch eine Straße nach Chajes benannt. Hecht ging noch kurz auf Hugo Golds Plan eines Zwi-Perez-Chajes-Instituts in Tel Aviv ein, der von Golds Rivalität zu Josef Fraenkel in London, der ähnliche Pläne hegte, überschattet wurde.

Den Abschluss des Symposiums bildeten die sehr persönlichen Erinnerungen an Zwi Perez Chajes von Nahum N. Kristianpoller, heute emeritierter Professor für Physik der Universität Tel Aviv. Sein Vater war Chajes sehr nahe gestanden. 1917 hatte Alexander Kristianpoller die Israelitisch-Theologische Lehranstalt in Wien absolviert und danach kurz als Rabbiner in Linz amtiert. Seit 1920 hatte er die Bibliothek der Lehranstalt geleitet und daneben am Theresianum Religion unterrichtet. Ab 1931 hatte er auch an der Lehranstalt Bibel und Liturgie gelehrt. 1938/39 scheiterte unter tragischen Umständen sein Versuch, in die USA auszuwandern, weil der amerikanische Konsul seinen Anstellungsvertrag nicht anerkannte. Kristianpollers väterliche Vorfahren waren Kreisrabbiner in Brody gewesen. Sowohl Zwi Perez Chajes als auch Alexander Kristianpoller hatten das deutsche Gymnasium von Brody absolviert. Beide trafen sich dann als Absolventen der Lehranstalt in Wien wieder und auch als sie in Linz beziehungsweise Triest wirkten, standen sie weiter in Verbindung. Kristianpoller erinnert sich noch gut daran, wie sein Vater 1925 dem Oberrabbiner ihn, seinen kleinen Sohn, vorstellte und Chajes ihn umarmte und in seinen Armen hochhob. Seine nächste Erinnerung betrifft bereits Chajes' plötzlichen tragischen Tod im Alter von 51 Jahren zwei Jahre später und den Nachruf von Rektor Adolf Schwarz. In Kristianpollers Elternhaus wurde noch lange Zeit danach über alles, was mit Chajes zusammenhing, gesprochen. Kristianpoller erinnert sich besonders an Gespräche über Chajes' Wirken für die Armen und die durch die Not der Nachkriegsjahre gefährdeten pädagogischen Institutionen der IKG Wien. Als Gymnasiast las Kristianpoller die inzwischen publizierten Reden und versuchte alles Erreichbare über Chajes zu lesen und zu erfahren. 1950 war er unter den zahlreichen österreichischen Juden, die Chajes bei der Beisetzung am alten Friedhof von Tel Aviv die letzte Ehre gaben. ■

Reismühle in ein Krematorium umgebaut. Seit dem 4. April 1944 (zur „Premiere“ wurden 70 Geiseln verbrannt) verbreitete sich der Rauch aus dem 40 Meter hohen Fabriksschlot über San Sabba.



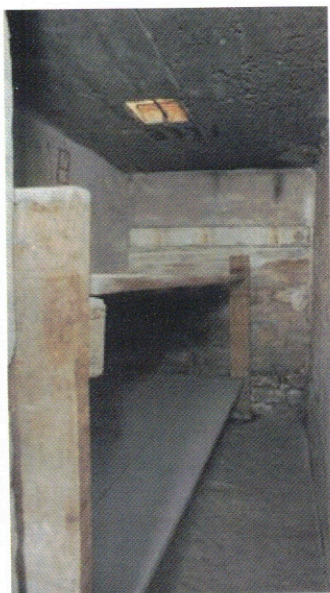
Im Inneren der Risiera, Reste des Krematoriums. Zu sehen ist das Profil der Konstruktion, in der Mitte der Abdruck des Verbrennungsschlotes. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.



Skizze des Verbrennungsofens (Krematorium), der von einer Triestiner metallurgischen Firma gebaut wurde, von einem Arbeiter im Mai 1945 aus dem Gedächtnis rekonstruiert. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

Folter und Todesschreie

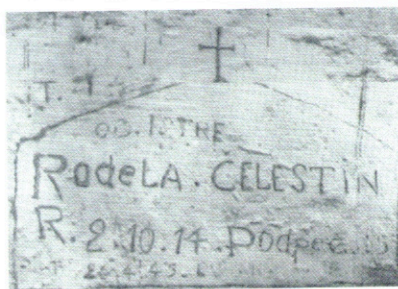
Das Lagerpersonal war mit der fabrikmässigen Menschenvernichtung vertraut, Globocnik hatte seine Häscher aus Belzec, Sobibor und Treblinka mitgebracht. Namen wie Christian Wirth, August Dietrich Allers, Gottlieb Hering und Josef Oberhauser standen für „Effektivität“ und Grausamkeit. Ihre Opfer, überwiegend Partisanen, wurden in winzige, finstere Einmann-Zellen gesperrt und mussten die Todesschreie ihrer gefolterten Mithäftlinge ertragen, wohl wissend, dass sie die nächsten sein würden.



Diese Zelle, auch "To-deszelle" genannt, befindet sich im heutigen Eingangsbereich zum Gelände der Risiera gleich links. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

Heute noch sehen die Besucher ihre in die Wände geritzten letzten Bekenntnisse, heute noch steht man fassungslos vor den kleinen, mit Erde aus Jerusalem gefüllten Urnen jüdischer Triestiner. Für viele aber war die Risiera eine Zwischenstation. Die einen

mussten auf die Transporte in den Osten warten, die anderen schafften die Flucht übers Meer.



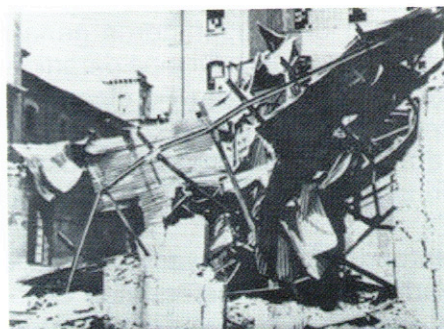
Graffiti in einer Zelle: "od Istre Rodela Celestin R. 2.10.1914 a Podpec 26.4.1945." (aus Istrien Rodela Celestin geboren am 2.4.1914 in Podbec, 26. 4. 1945.) Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

Nationale Gedenkstätte

Ende April 1945 verliessen die Nazis Triest und die Risiera, das Krematoriumsgebäude wurde in der Nacht auf den 30. April 1945 gesprengt, um dessen Spuren zu verwischen. Erst 1965 wurde die Risiera zur nationalen Gedenkstätte erklärt und nach umfangreichen Restaurierungsarbeiten 1975 als städtisches Museo della Risiera di San Sabba der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

„Die Mauern, die der Architekt aufgezogen hatte, sind aber nicht aus Scham errichtet worden. Es sollte jeder Meeresblick, jede Lieblichkeit oder Normalität ausgesperrt bleiben“,

erklärt Pietro Scagnol und führt in die periodisch wechselnde Ausstellung im Hauptgebäude. Zurzeit sind Relikte wie Zeichnungen und Gedichte von Häftlingen anderer KZs anderer Standorte zu sehen. Ein bedrückendes, jeden in seinen Bann ziehendes Finale.



Die Verbrennungsanlage wurde beim Rückzug der deutschen Truppen gesprengt. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

Postscriptum

Odilo Globocnik floh nach Kriegsende nach Kärnten. Hier versteckte er sich gemeinsam mit seinem „Assistenten“, dem späteren Klagenfurter Cafétier Ernst Lerch und dem Kärntner Gauleiter Friedrich Rainer in einer Almhütte, wo das Trio von Engländern gestellt wurde. Vor den Augen der Briten zerbiss Globocnik eine Todespille und verstarb. Gegen die Lagerleiter Allers und Oberhauser kam es 1974/75 in Triest zu einem Strafprozess „in Abwesenheit“. Allers starb vor Prozessende, das Urteil über Oberhauser lautete lebenslang. Oberhauser war aber in Deutschland vor Auslieferung und Verbüssung der Haftstrafe sicher. ■

Zu den Abbildungen: <http://www.windcloak.it/cultura/risiera/info.htm> Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

über die Juden (Blatt XV). Da heißt es wörtlich:

„Wir wollen, Setzen und Gebieten auch, das alle vnnnd yede Juden, so in disem vnnseren lannd sitzen, Also auch die darinnen oder dardurch, hin vnnnd wider wandlen vnnd erkennt werden, An jren Ober Röcken oder Klaidern, auf der Linggen Seiten der Brust, außwendig, yeder zeit einen „ Gelben Ring, Hieunden zu Ennd dises Titels, verzeichneter Runde vnnnd Braitte des Zirkels, vnnnd nicht schmäler oder klainer, von einem Gelben Tuech gemacht, offentlichen vnnnd vnuerporgen tragen sollen, doch wann die Juden, jrem Gwerb vnnnd notturfft nach, vber Lannt ziehen, sollen Sy solch zaichen, auff der Strassen zu tragen nit schuldig sein, biß sy in jre herberg vnnnd Nachtleger in die Stett, Flecken oder Dörffer kummen, als dann sollen Sy das zaichen, wider herfür nemmen vnnnd tragen, und sich dardurch für Juden zu erkennen geben, Wecher Jud aber das wie obgemelt, vberfür, der solle zum Ersten vnnnd Anndern mal, die Klaidung so er antregt, vnnnd alles das jenig, was bey jme befunden wirdet, verwürckt haben, vnnnd der halb Thail derselben dem Anzaiger, vnnnd der vbrig halb Thail, der Oberkeit oder dem Gericht, darunter der Jud also one Zaichen betreten worden, zusteen vnnnd eruolgen, Im fall aber, das Er zum dritten mal betreten wurde, soll Er nit allein yetzgehörter massen die Klaydung vnnnd was bey jme befunden wirdet, verwürckt haben Er samt seinem Weib, Kindern vnnnd gesind, noch darzue vnnnd alßbald, dises vnnnd aller anderer Vnserer Oesterreichischen Fürstenthumb vnnnd Lannde, in Ewigzeit verwiesen werden.“⁴⁸

Ferdinand stand während seiner Regentschaft den Juden wie die meisten Habsburger in vielerlei Hinsicht zurückhaltend gegenüber. Nicht ihnen galt sein Hauptinteresse. Dieses lag vielmehr ganz eindeutig bei Ferdinands Hang zur Repräsentation als Landesfürst. Schlußendlich stürzte die glänzende Hofhaltung des Erzherzogs die Grafschaft Tirol in arge Schulden, weil er wie so viele Potentaten zum Geld keine richtige Beziehung hatte. Nach dem Tod von Erzherzog Ferdinand II. erlebte Tirol ein kurzes Interregnum, da die Söhne aus der unebenbürtigen Ehe mit Philippine Welser nicht nachfolgeberechtigt waren sowie Katharina von Mantua ihrem Gatten nur Töchter geboren hatte. Plötzlich waren die Stände auch nicht mehr bereit, die einst zur aufwendigen Hofhaltung bewilligten Hilfen nach dem Ableben Ferdinands weiter zu bezahlen. Aber das ist bereits eine andere Geschichte. ■

1 Das kanonische Zinsverbot schränkte die Durchführung von Geldgeschäften praktisch auf Juden und wenige andere gesellschaftliche Gruppen ein.

2 Sie wurde durch Schutzbriefe bestimmt, die vom König einzeln, später an die sich bis zu einem gewissen Grad selbst verwaltenden jüdischen Gemeinden in zahlreichen Städten verliehen wurden (daher auch *Schutzjuden* genannt), allerdings geschah dies gegen entsprechende Abgaben, die der königlichen Kammer zufließen (daher die Bezeichnung *servi camerae nostrae* – jüdische *Kammerknechte*).

3 Das Ghetto in den Städten und die Kleiderordnung wurden seit dem 4. Laterankonzil von 1215 verbindlich.

4 Vgl. Egger, Geschichte Tirols (Innsbruck 1876); II, 245ff.

5 Hatten im 16. Jh. die Tiroler Landtage ihre alte entscheidende Stellung noch behauptet, so sollte sich das in den nächsten Jahrzehnten ändern. Vorbilder der absolutistischen Fürstenmacht in Spanien und Frankreich machten sich bemerkbar. Ansätze dafür finden sich bei Ferdinand II (1564 – 1595), der vielfach über die Köpfe der Landschaft hinweg regierte.

6 Die Ordnung ist in neun Bücher geteilt.

7 Das Vagantentum entstand mit dem Aufkommen der Universitäten und artete teilweise in Landstreicherei aus.

8 Das Zitat ist einem unveröffentlichten Manuskript von Georg Wagner entnommen. Die Transkription wurde zwecks besserer Lesbarkeit leicht abgeändert.



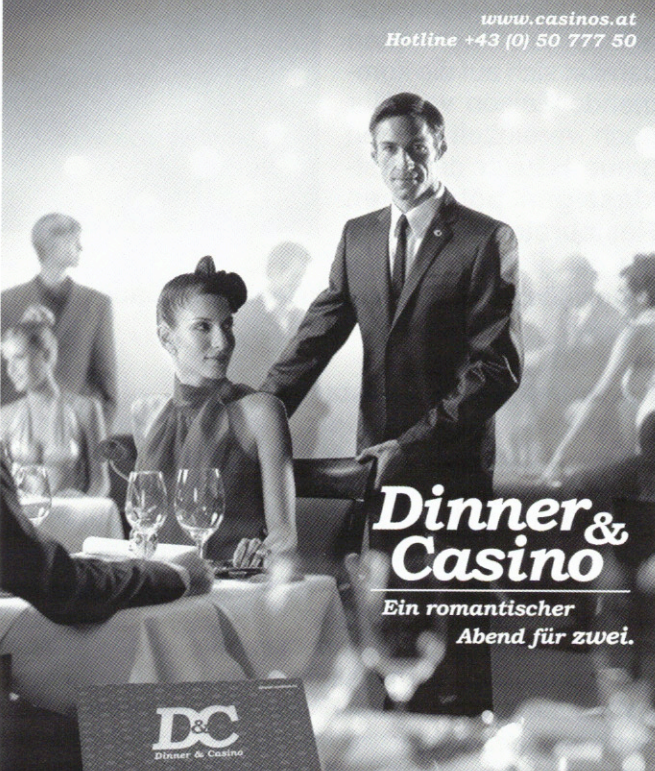
ServiceTel: (kostenlos)
0800/20 11 30
mail@oebv.com
www.oebv.com

Die ÖBV – Mehr als eine Versicherung!

Als Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit verwirklicht die Österreichische Beamtenversicherung eine Idee: die Idee der Solidargemeinschaft.
Bei uns ist jede und jeder willkommen.



www.casinos.at
Hotline +43 (0) 50 777 50



Dinner & Casino

Ein romantischer Abend für zwei.

Willkommen, mein Name ist Jack. Überraschen Sie mit einem schönen Abend: 4-gängiges Dinner & Casino Menü, ein Glas Sekt, Spielkapital im Wert von € 25,- und 4 Paroljetons, die Ihnen mit etwas Glück € 7.777,- bringen.
Dinner & Casino um nur € 57,-
die Geschenkidee nur von Casinos Austria. 12 x in Österreich.

CASINOS AUSTRIA
Machen Sie Ihr Spiel

vorwiegend aus dem Ghetto Podgorze. Ich passiere eine Strasse, deren Aussehen seit Kriegsende unverändert geblieben ist. Steven Spielberg war 1992 bei der Motivsuche für seinen Film *Schindlers Liste* begeistert. In Podgorze scheint tatsächlich die Zeit stehengeblieben zu sein. Spielberg benötigte für den Film kaum Kulissen, es stand noch alles an Ort und Stelle.

Ich überquere Bahn-
gleise, und in etwa 300
Meter Entfernung entde-
cke ich ein frisch heraus-
geputztes Fabrikgebäude:
Das Schindler-Museum.
Die Umgebung ist nicht
gerade einladend. Aus
der tristen Landschaft
sticht der gesamte
Gebäudekomplex beinahe
unwirklich hervor. Vor
dem Haus die ersten
Besucher, vorwiegend
Touristen: Sightseeing
Tour mit Elektromobilen.
Am Haupttor unterhält
sich eine Gruppe polnischer
Jugendlicher über den
absolvierten Museumsbesuch.
Und schon entsteht ein
Erinnerungsvideo. Ich frage
mich, was diese fröhlichen
Teenager wohl denken und
wende mich an die 18-jährige
Monika Ostafin, die feststellt:

„Schindler war ein Industrieller, Mitglied der NSDAP und Profiteur der deutschen Okkupation. Schliesslich gab er sein eigens Vermögen her, um Juden freizukaufen und riskierte sogar sein eigenes Leben.“

Monika wird nachdenklich, hält inne:

„Mich interessiert seine Motivation, warum Schindler so und nicht anders handelte. Das ist nur aus der Vergangenheit, die sehr extrem war, zu begreifen. Fakt ist aber, dass 1.200 Menschen gerettet wurden. Daher stehen diesem Menschen, diesem Gerechten unter den Nationen der Welt, alle Wertschätzung, Anerkennung, Dankbarkeit und unser Gedächtnis zu.“

Originalschauplatz

Im Parterre des neuen Museums erwartet die Besucher eine Fotoausstellung über den Zustand der Fabrik zu Schindlers Lebzeiten. Man liest Dokumente und versucht, die Zeit nachzuempfinden. Ab Herbst dieses Jahres soll hier auch das Alltagsleben der jüdischen, polnischen und deutschen Bevölkerung in Krakau vor und während des Zweiten Weltkriegs gezeigt werden, besonders aber das Leben und Wirken des 1908 im Sudetenland geborenen Oskar Schindler. Die Direktorin Monika Bednarek von der Krakauer Museenverwaltung freut sich über das enorme Interesse für das Schindler-Museum, das an Originalschauplätzen und Drehorten von Spielbergs Film *Schindlers Liste* installiert wurde. Bednarek erzählt mir, dass diese Produktionsstätte bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg dem jüdischen Fabrikanten Abraham Bankier gehört hatte:

„Den bankrott gegangenen Betrieb erwarb dann Oskar Schindler. Nach dem Krieg übernahm bis zur politischen Wende 1989 die staatliche „Telport“, ein Elektronikkombinat, das gesamte Gelände. Danach kam die marode Fabrik in die Hände privater Investoren. Ein unverhofftes Interesse der Touristen brachte dann Spielbergs Film.“



Jetzt durchschreiten wir im ersten Stock riesige, weiss getünchte, vom Tageslicht durchflutete aber leere Ausstellungsräume. Monika Bednarek:

„Das Fabrikgebäude, das letztendlich die Stadt Krakau erworben hat, ist bis auf einige Räume noch leer. Aber wir überlegen uns die Nutzung für zeitspezifische Präsentationen.“

Die Krakauer Museenverwaltung trug dem Wunsch der „Filmtouristen“ Rechnung und

entwickelte eine historische Stadtrundfahrt. Die Emailfabrik Schindlers ist eine von 13 Stationen.

Oskar Schindler, ein Gerechter

Von Juden wird Oskar Schindler für seine guten Taten als *Gerechter*, Chassid Umot ha-Olam betrachtet. Der Begriff bezieht sich auf eine Stelle im Talmud: „Die Gerechten aus den Völkern haben einen Platz in der kommenden Welt.“

Heute ist *Gerechter* ein in Israel nach der Staatsgründung 1948 eingeführter Ehrentitel für nichtjüdische Einzelpersonen, die unter nationalsozialistischer Herrschaft während des Zweiten Weltkriegs ihr Leben einsetzten, um Juden vor der Ermordung zu retten. 1953 verabschiedete das israelische Parlament, die Knesset, das *Gesetz zum Gedenken an Märtyrer und Helden*, in dessen Ausführungsbestimmungen die Gedenkstätte Yad Vashem den Auftrag erhielt, eine Gedenkabteilung für die *Gerechten aus den Völkern* einzurichten, „die ihr Leben riskierten, um Juden zu retten“.

Mit der Umwandlung des ehemaligen Verwaltungsgebäudes von Oskar Schindlers Emailfabrik in eine Abteilung des Krakauer Geschichtsmuseums erfährt der deutsche Industrielle als Gerechter unter den Nationen posthum (er verstarb 1974 völlig verarmt) eine hohe Ehrung - erstmals auch von polnischer Seite. Ab September 2009 wird in den Fabrikräumen dann eine ständige Ausstellung über Krakau während der NS-Zeit und die Verfolgung und Ermordung der Juden in Polen gezeigt. ■

Manfred Lemm ist Workshopleiter der internationalen Jugend-Initiative *Erinnern für die Zukunft*. Fotos: mit freundlicher Genehmigung von Przemysław Jaskółwski

Edison-Gesellschaft für angewandte Electricität', Emil Rathenau, auf einem Ölgemälde ausgestellt. Doch es kam zu dieser Zeit auch neuer Antisemitismus auf, worüber eine eigene Ausstellungssequenz informiert. Beispielhaft verweist darauf die Schrift *Des Reiches Noth und der neue Culturkampf*, worin Juden neben Sozialdemokraten für Not und Kulturlosigkeit verantwortlich gemacht wurden. Zum Thema Antisemitismus sind ausserdem das *Juden A-B-C*, in dem Stereotypen aufgezeichnet wurden, die später von den Nationalsozialisten aufgegriffen wurden, und das *Manifest an die Regierungen und Völker*, das im September 1882 während des 1. Internationalen Antijüdischen Kongresses in Dresden entstand, ausgestellt. Im Ausstellungsbereich „Die schweren Anfänge der Weimarer Republik“ ist unter anderem das *Handbuch der Judenfrage*, eine Zusammenstellung antisemitischer Äußerungen bekannter Persönlichkeiten, zu sehen, weiters zahlreiche antisemitische Flugblätter und ähnliche Publikationen, wie die antisemitische Wochenschrift *Auf gut deutsch*. Aber auch auf die Entwicklung der jüdischen Gemeinden in der Weimarer Republik wird eingegangen.

Ein besonderer Schwerpunkt wurde auf die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges gelegt. Zwei große Ausstellungsräume werden dafür genutzt, kein anderes Thema erhielt derart viel Raum. Das zentrale Objekt zum Holocaust befindet sich leider etwas abseits des Hauptweges, was mittels eines Besucherleitsystems versucht wurde zu korrigieren. Es handelt sich dabei um ein Modell des Krematoriums II des Konzentrationslagers Auschwitz des polnischen Bildhauers Mieczyslaw Stobierski. Das Modell zeigt auch rund 3.000 Figuren, die alle als Individuen mit unterschiedlichen Gesichtern gestaltet sind, und erzeugt so eine Vorstellung von der Vernichtungsmaschinerie. Neben zahlreichen sehr beeindruckenden Exponaten in diesem Ausstellungsbereich werden auch didaktische Hilfsmittel benutzt. In einer PC-Station, die in Kooperation mit der Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn, entwickelt wurde, wird anhand von Filmausschnitten, Zeitzeugeninterviews und Originaldokumenten jüdisches Leben in Deutschland im 20. Jahrhundert nachgezeichnet. Das Schicksal der Familie Chotzen aus Berlin bildet eine biographische Parallelerzählung.

In den Ausstellungsbereichen nach 1945 wird neben jüdischer Geschichte auch der Umgang mit den nationalsozialistischen Verbrechen thematisiert. Auffällig ist jedoch, dass in diesem Ausstellungsteil, der zweigeteilt ist in die Entwicklung der BRD und jene der DDR, nur zur Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik eingegangen wird, die zwar sehr frühe aber doch recht problematische Auseinandersetzung der DDR mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen jedoch keine Erwähnung findet. Der Bogen spannt sich von den Nürnberger Prozessen und der Aufarbei-

tung der NS-Verbrechen in Kunst und Publizistik, wo beispielsweise die Skulptur *Inferno* von Fritz Koelle zu sehen ist, die für ein Denkmal auf dem Gelände in Dachau geschaffen wurde, über die ersten öffentlichen Diskussionen wie die Ausstellung *Ungesühnte Nazijustiz* von 1959, bis hin zur Sequenz „Geschichte und Erinnerung“, in der auf den Bewusstseinswandel in der Bundesrepublik Deutschland eingegangen wird. Dort werden auch der mehrteilige Fernsehfilm *Holocaust* und der sogenannte Historikerstreit über den Stellenwert des Holocaust in der deutschen Geschichte angesprochen. Zu sehen ist ausserdem ein Modell des *Denkmals für die deportierten Berliner Juden*, das seit 1991 am Güterbahnhof Grunewald steht.

Die Geschichte der jüdischen Bevölkerung im deutschen Raum zieht sich als zentrales Thema durch die gesamte Ausstellung. Nicht nur dem Nationalsozialismus und dessen Aufarbeitung wird also breiter Raum gewidmet, sondern vor allem auch die jüdische Geschichte vor dem 20. Jahrhundert wird dem Besucher näher gebracht. ■

Andrea Brait ist Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC) am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien

1 Vgl.: Czech, Hans-Jörg: Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen – Ziele und Strukturen der Ständigen Ausstellung, in: Ottomeyer, Hans (Hrsg.): Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen, Wolfratshausen 2007.

2 Oppenheimer war 1733 von Herzog Karl Alexander von Württemberg zum Geheimen Finanzrat ernannt worden. Er stärkte das absolutistische Regiment des katholischen Herzogs gegen die protestantischen Stände Württembergs und zog damit deren Hass auf sich. Als der Herzog 1737 plötzlich starb, wurde Oppenheimer gefangen genommen und wegen angeblichen Hochverrats am 4. Februar 1738 in Stuttgart öffentlich hingerichtet. Im Haus der Geschichte Baden-Württembergs wurde von 14. Dezember 2007 bis 7. September 2008 eine Sonderausstellung über den nationalsozialistischen Spielfilm *Jud Süß* gezeigt, der die Geschichte Oppenheimers für Propagandazwecke missbrauchte.

PolAk

Politische Akademie der ÖVP

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
der POLITISCHEN AKADEMIE
wünschen einen schönen und
erholsamen Sommer.

dass dies nicht sein Sohn, sondern ein Dämon war und spie ihn an und rief: 'Hinweg, hinweg mit dir, Unreinheit, entweiche von hier!' [5.] Und der Dämon entwich von ihm. [Epimythion] Der Mensch soll nicht zu sehr trauern."⁷

Wie diese Erzählung zeigt, wird auch im aschkenasischen Judentum des Mittelalters die emotionale Trauer von Vätern als verständlich und legitim empfunden.⁸ Jedoch möchte sie darauf aufmerksam machen, dass hier in Bezug auf das Maß der Trauer eine Grenze überschritten wurde. Entsprechend vermittelt die Erzählung folgende Lehren: A. Der Mensch soll sich in der Trauerverarbeitung mäßigen, da B. das Rufen Verstorbener Schaden verursachen kann. Der Vater vermag den Einbruch des Ungewöhnlichen und die Endgültigkeit des Verlustes nicht zu akzeptieren (Schockzustand): Er möchte – wie gewohnt – weiterhin mit seinem Sohn lernen [2.] und bleibt in seiner Trauerverarbeitung allein. Das Resultat ist das Erscheinen eines Dämons [3.], oder „modern“ formuliert, Trugbildes, das dem Menschen dauerhaften (psychischen) Schaden zuzufügen droht. Erst als der Vater versteht, dass er sich der traurigen Realität stellen muss, kommt es zur Auflösung. Wie der Verwaiste mit seiner Trauer danach umgeht, wird nicht mitgeteilt.

Elhanan Henle Kirchhahn, der Verfasser des jiddischen Moralwerkes „Simhat ha-Nefesh“ (Freude der Seele), rezipiert diese Erzählung mit wenigen Veränderungen.⁹ Im Anschluss erklärt er: „Daher darf man einen Toten nicht küssen und nicht zu ihm sagen: 'Nimm mich mit.' Denn dies ist eine große Sünde. Der Zaddik muss mehr leiden, damit er auf jeden Fall die zukünftige Welt (Jenseits) verdient.“¹⁰ Das Motiv des Leidens als Prüfung des Gerechten ist schon sehr alt und begegnet uns zum Beispiel in der Gestalt des Hiob. Sofern der Mensch in seinem Leid untröstlich ist, kann dies von traditionell-religiösen Gesellschaften auch als ein Aufbegehren gegen den Ratschluss Gottes verstanden werden. Entsprechend bemüht sich die jüdische Moralliteratur, dem Tod von Kindern gelegentlich eine sühnende Funktion für die verwaisten Eltern zuzuschreiben. So erklärt Beer Perlheffer,¹¹ der Hauptautor der jiddischen Populärenzyklopädie „Beer Sheva“ (Sieben Brunnen):

„Das fünfte, durch das der Mensch vom Gehinom (Purgatorium) errettet wird, besteht darin, dass seine Kinder während seines Lebens sterben. So wird dieses Leid mit dem Gehinom verglichen. Hier ist aber zu fragen, warum Gott einen mit dem Kindersterben straft, so er fromm gewesen ist, und ihn davor nicht wegen seiner Gerechtigkeit oder Frömmigkeit schützt. So muss man das wissen, was wir schon viele Male erwähnt haben, dass nämlich der Kinderreichtum, die Erziehung und der Tod [der Kinder] nicht mit der Frömmigkeit oder Bosheit der Männer und Frauen zusammenhängen. Es kann mancher ein großer Zaddik (Gerechter) sein und darf doch keine Kinder zeugen oder aufziehen. Und mancher Gottlose hat mit

seinen Kindern ein großes Glück und hat auch Freude an ihnen. Dagegen finden und sehen wir bei Johanan ben Sakkai [sic! Johanan ben Nappaha], dass er ein großer Hassid war und ihm trotzdem alle seine Kinder während seines Lebens gestorben sind. Also sieht man, dass die Kinder von dem Glücksstern [der Eltern] abhängig sind. [...] Jedoch wird das Leid, das Vater und Mutter wegen des Kindersterbens erleiden, zur Sündenvergebung angerechnet, als sollten sie im Gehinom ihre Sünde verbüßt haben [...].“¹²

Beer Perlheffer und seine Frau Bila hatten selbst sieben Kinder verloren. Ihr in drei Redaktionsphasen zwischen 1681-1702 entstandenes Werk „Beer Sheva“ verstehen sie als Trauer- und Erinnerungsbuch und widmen jedem Kind einen Hauptteil.¹³ In ihren Ausführungen heben sie hervor, dass dem Leid über den Verlust des Kindes zwar eine sündentilgende beziehungsweise läuternde Funktion zukommt, aber umgekehrt dem Tod eines Kindes kein Vergehen des Elternteils zugrundeliegt: „Lebensdauer, Kinder und Nahrungserwerb hängen nicht vom Verdienst [der Frömmigkeit] ab“, sondern sind auf den Ratschluss der himmlischen Welt zurückzuführen.¹⁴ Bei diesem biographischen Hintergrund ist es verständlich, dass – wie wir im Folgenden sehen werden – das Ehepaar immer wieder diese Themen aufgreift und unter anderem auch die obige Erzählung rezipiert.¹⁵

Die Trauer des verwaisten R. Johanan ben Nappaha (R. Nissim)

Der Ursprung der Erzählung „Der Tod von R. Johanan's zehntem Sohn“ ist im Traktat bT Brakhot 5b und bT Baba Batra 116a zu suchen. Innerhalb der rabbinischen Diskussionen wird der Ausspruch von R. Johanan ben Nappaha, einem palästinensischen Amoräer der zweiten Generation (ca. 180-279 n.d.Z.), für die Argumentation herangezogen: „Ist dies nicht der Knochen meines zehnten Sohnes!?“ Dieser rätselhafte Hinweis und der Wunsch, das „Geheimnis“ um seinen Hintergrund erzählerisch auszudeuten, führten offenbar dazu, dass bereits R. Nissim ben Jakob ibn Shahin (ca. 990-1062) aus Kairouan (Tunesien) auf eine schon recht weit entwickelte Version der Erzählung zurückgreifen konnte. In seinem Kommentar zum Traktat Brakhot schreibt er zur Stelle:

„Ist dies nicht der Knochen meines zehnten Sohnes!?“ R. Shrira und R. Haji Hamudo, gesegnet sei ihr Andenken, erklärten [dazu]: [1.] R. Johanan begrub zehn Söhne. [2.] Und als der zehnte von ihnen in einen großen Kessel fiel, der mit ungemein starker Hitze siedete und sein Fleisch zerschmolz und zerfloss, [3.] nahm R. Johanan einen Knochen von dessen kleinen Finger und band ihn in sein Seidentuch ein und tröstete mit ihm andere.“¹⁶

Diese knappe Handlung berichtet nicht explizit von der Trauer des Vaters, jedoch wird diese stillschweigend vorausgesetzt. Der Erzähler geht davon aus, dass der Leser die Symbolik verstehen wird: Denn wenn R. Johanan schon neun Söhne verloren hat

nahe Verwandte, darunter Söhne, ist halachisch geboten,²⁴ jedoch zugleich zeitlich beschränkt. So erklärt Josef Karo: „Man darf sich über einen Toten nicht übermäßig betrüben.“ Im Anschluss zählt er Zeitangaben für verschiedene Phasen der Trauer auf. In der modernen Kurzfassung des „Shulhan Arukh“ gibt Salomo Ganzfried mit Hilfe der rabbinischen Literatur eine schöne Erklärung:

„Drei Tage sind für das Weinen, sieben für die Trauer und dreißig für das Verbot gebügelter Gewänder und des [Haare]scherens. [...] Von da und weiter sagt der Heilige, gel[obt] sei Er, dürft ihr auch nicht mehr als Ich über ihn trauern! [...] Doch weine man nicht mehr als dreißig Tage über ihn, denn er ist nicht mehr als unser Lehrer Mosche, von dem es heißt (Deut. 34,8): 'Sie beweinten Mosche dreißig Tage.'“²⁵

Ziel dieser Trauerbegrenzung ist es, dem Menschen zunächst eine gewisse Zeit für die unabdingbare Trauerbewältigung zu geben, ihn aber gleichzeitig wieder sukzessive in das alltägliche Leben zurückzuführen. Dass heißt jedoch nicht, dass der Verstorbene vergessen wird. Im Gegenteil, die jeweiligen Gedenktage gebieten, sich seiner zu erinnern. Während in unseren modernen Gesellschaften der Trauernde oft alleine gelassen wird und der Sprachlosigkeit begegnet, sieht die Tradition die Begleitung des Betreffenden (z.B. Shiva, Shloshim) durch das Kollektiv vor. Hierdurch wird die Trauer quasi institutionalisiert, um den Angehörigen Schritt für Schritt eine Teilnahme am öffentlichen Leben zu ermöglichen. ■

1 Vgl. Fleck-Bohaumilitzky, Christine: Begleitung trauernder Mütter, Väter und Geschwister. In: Das Online-Familienhandbuch des Staatsinstituts für Frühpädagogik (IFP) Herausgegeben von Wassilios E. Fthenakis und Martin R. Textor: http://www.familienhandbuch.de/cmain/f_Aktuelles/a_Haeufige_Probleme/s_346.html (20.5.2008).

2 Vgl. u.a. die Literatur bei Shahr, Shulamith: Kindheit im Mittelalter. Düsseldorf 2003, 178-185, 351-353 und Berger, Ruth: Sexualität, Ehe und Familienleben in der jüdischen Moralliteratur (900-1900). Wiesbaden 2003, 269-276.

3 Vgl. dazu u.a. Kersting, Anette: Geschlechtliche Unterschiede im Trauerverlauf. In: Psychodynamische Psychotherapie (2007) 6, 39-46; Kersting, Anette: Trauern Frauen anders als Männer? Geschlechtsspezifische Unterschiede im Trauerverhalten nach dem Verlust eines Kindes. In: Psychotherapeut (2005) 2, 129-132.

4 Scholem, Gershom: Die jüdische Mystik in ihren Hauptströmungen. Frankfurt a. M. 1967, 90.

5 Zur inzwischen umfassenden Forschungsliteratur vgl. Grözinger, Karl-Erich: Jüdisches Denken. Theologie – Philosophie – Mystik. Bd. 2. Von der mittelalterlichen Kabbala zum Hasidismus. Wiesbaden 2005, 82-88; siehe auch 64-82. Vgl. u.a. auch die danach erschienen Beiträge im Forum des Jewish Quarterly Review, Vol. 96 (2006) Nr. 1.

6 Die arabischen Ziffern sollen die Unterteilung der Erzählungen in Motive ermöglichen, um die zentralen Handlungsstränge des Textes nachvollziehen zu können.

7 Sefer Hassidim [Bologna], she hiber .Iehuda he-Hassid

[1.] Vorstellung des Protagonisten und Exposition: Einem Gelehrten stirbt der vielversprechende (einzige) Sohn, ohne selbst Söhne hervorgebracht zu haben. [2.] Wie gewohnt, ruft der Gelehrte weiterhin seinen Sohn namentlich zum täglichen Torastudium. [3.] Als der Gelehrte eines Morgens erneut seinen Sohn ruft, erscheint ein Dämon in dessen Gestalt. [4.] Der Gelehrte erkennt den Dämon und beschwört ihn. [5.] Der Dämon verschwindet. [Epimythion] Der Mensch soll nicht zu sehr trauern.

8 Die Trauer des Vaters bezieht sich auf seinen offenbar einzigen geschlechtsreifen, jedoch unverheirateten Talmudschüler, welcher – und dies wird betont – noch nicht das Fortpflanzungsgebot erfüllt hat. (Vgl. u.a. Gen. 1,28; mJevamot 6,6; bT Jevamot 65b; RaMBaM: Mishne Tora, Hilkhot Ishut §15; Josef Karo: Shulhan arukh, Even ha-esser §1,1.) Ferner war der Verstorbene ein vielversprechender Schüler (Bahur gadol), so dass mit dem Tod auch die Traditionskette unterbrochen und die Weitergabe eines geistigen Erbes, nämlich die Tora des Gelehrten, nicht mehr gewährleistet ist (Vgl. u.a. bT Baba Batra 116a). Bei der Trauer des Vaters scheint hier vor allem letzter Aspekt im Vordergrund zu stehen: Der Gelehrte ruft seinen Sohn überwiegend zum gemeinsamen täglichen Torastudium.

9 Vgl. zum Werk Riemer, Nathanael: Simchat ha-Nefesh. „Thora“ der Ungebildeten und „Medizin“ für Körper und Seele. In: PaRDeS. Informationsblatt der Vereinigung für Jüdische Studien e.V. (April 2004) Nr. 8, 14-33 (online: <http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2008/2295/>) und Baumgarten, Jean: Introduction to Old Yiddish Literature. New York, 209-213, 271-273.

10 Elhanan Henle Kirchhahn: Simhat ha-Nefesh (Frankfurt 1707), Bl. 6b-7a, hier Bl. 7a.

11 Vgl. zum Autor: Riemer, Nathanael: Zwischen christlichen Hebraisten und Sabbatianern - der Lebensweg von R. Beer und Bila Perlhefter. In: Aschenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden. 14 (2004) 1, 163-201.

12 Bila und Beer Perlhefter: Beer Sheva. Bodleian Library Oxford 148, Bl. 67a (22a)-67b (22b). Das Manuskript wird im Folgenden als BS/O zitiert. Vgl. auch Israel ben Josef al-Nakawa: Menorat ha-Ma'or. Bd. 4. New York 1929-1934, 133-134.

13 Bila und Beer Perlhefter: Beer Sheva. Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt Ms. Hebr. Oct. 183, 125a. Im Folgenden mit BS/F zitiert. Die Edition der Frankfurter Version von „Beer Sheva“ ist in Vorbereitung (Riemer, Nathanael; Senkbeil, Sigrid: Beer Sheva – eine jüdische Populärenzyklopädie des 17. Jahrhunderts (voraussichtlich 2010). Dazu wurde soeben eine Dissertation abgeschlossen. Riemer, Nathanael: Wissensvermittlung im Judentum der Frühen Neuzeit anhand des Werkes Beer Sheva (voraussichtlich 2010).

14 Vgl. u.a. bT Moed katan 28a; Sohar II, 266a.

15 BS/F, 125a.

16 Im Anschluss an die Erzählung überliefert R. Nissim eine andere Information: „Und es gibt einige, die sagen, dass ihm ein Sohn übrig blieb; und sein Name sei R. Matna, und man habe ihn aus dem Land Israel nach Babel geschickt, um Tora unter Shmuel zu lernen.“ R. Nissim ben Jakob: Clavis Talmudica. Sefer ha-Mafteah shel Manule ha-Talmud. Wien 1847, 13.

[1.] Vorstellung des Protagonisten: R. Johanan verlor zehn Söhne. [2.] Waschtag und Schilderung des Unfalls. [3.] Er überwindet die Trauer und tröstet andere.

17 Abraham ben Samuel Zacuto: Sefer Yuhasin ha-shalem. Jerusalem 2004, 213; Abraham ben Samuel Zacuto: Liber Juchassin. Ed. Zvi Hirsh Filipowski. London

dürfnisse instrumentalisiert werden. Dahinter steht latent die Drohung, dass der Verzicht auf Diskriminierung und Verfolgung im Fall einer eintretenden Disfunktionalität des Idealbildes wieder rückgängig gemacht werden kann.

Daher sollte die Bekämpfung des Antisemitismus auf der politischen, historischen und psychologischen Einsicht in seine Gefahren basieren, und nicht von der Erfüllung irgendeines projizierten Idealbildes abhängig gemacht werden. Zu warnen ist auch vor einer Übertragung einzelner antisemitischer Stereotypen auf andere Minoritäten im Kontext eines krampfhaften Philosemitismus, zumal eine Rückübertragung infolge der Reproduktion ihrer psychologischen und ideologischen Grundlagen nicht unwahrscheinlich ist. Nachhaltig beseitigt werden können antisemitische Stereotypen nicht durch die Produktion philosemitischer Stereotypen, sondern nur, indem einem Bedürfnis nach Stereotypen als solchen die gesellschaftliche Basis entzogen wird. Denn dieses Bedürfnis ist keineswegs, wie die affirmative Sozialpsychologie es unterstellt, ein selbstverständliches Faktum, das erst durch aggressive Inhalte problematisch würde, oder gar eine notwendige Orientierungshilfe. Vielmehr drückt sich im Hang zum stereotypen Denken an sich ein gefährlicher Mangel an Erfahrungsfähigkeit, an der Freiheit zu kritisch differenzierendem Denken, an Kompetenzen für das Ertragen von Widersprüchen und nicht zuletzt an der lustvollen Hinwendung zum Nichtidentischen, Anderen, Differierenden aus. All diese Mängel werden durch eine Gesellschaft produziert, die nur scheinbar individualistisch ist, in Wirklichkeit aber einen enormen Anpassungsdruck auf ihre Mitglieder ausübt. Während die Entwertung individueller Autonomie mit der Fixierung auf identitätsstiftende Zwangskollektive verbunden ist, könnte die Entfaltung individueller Differenz, in jüdischer oder nichtjüdischer Tradition, nur im Rahmen einer strukturell solidarischen Gesellschaft wirklich Toleranz erfahren. ■

1 Vereinzelt meldeten sich aber schon früh kritische Stimmen zu Wort; vgl. den signifikanten Artikel von Eleonore Sterling: Judenfreunde – Judenfeinde. Fragwürdiger Philosemitismus in der Bundesrepublik. In: DIE ZEIT, 10.12.1965, Nr. 50 (auch in: Tribüne, 4/1965, Frankfurt/M.), online <http://www.zeit.de/1965/50/Judenfreunde-Judenfeinde>.

2 Max Horkheimer/ Theodor W. Adorno: Elemente des Antisemitismus. Grenzen der Aufklärung. In: Dialektik der Aufklärung. Frankfurt 1987 (= Horkheimer, Gesammelte Schriften, Bd. 5), 197-238.

3 Theodor W. Adorno: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt/Main 1973; Th. W. Adorno/ E. Frenkel-Brunswik/ N. Sanford/ D. Levinson: The Authoritarian Personality. New York 1950.

4 Vgl. Richard Bartholomew: „Eine seltsam kalte Zuneigung“. Christlicher Zionismus, Philosemitismus und „die Juden“. In: Hanno Loewy (Hg.): Gerüchte über die Juden. Antisemitismus, Philosemitismus und aktuelle Verschwörungstheorien. Essen 2005, 235-254.

5 Den unangemessenen Druck auf die Verfolgten sowie die Negation individueller Diversität beklagt z.B. Ruth Klüger: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1992, s. insbes. 68, 90ff, 128ff.

Leserbrief

Anmerkungen zu „LASST DIE LEHRER LEHREN“ in „Der Standard“, 15. April 2009, Seite 39

Es ist unbegreiflich, daß ein renommierter Erziehungswissenschaftler das Rechnen, Schreiben und Denken einerseits und die Vermittlung von Teamfähigkeit sowie von Kommunikations- und Motivationstechniken andererseits gegeneinander ausspielt. Letztere sind unabdingbar in der heutigen Zeit, die zu bejammern müßig ist, einer zentralen Forderung des Schulunterrichtsgesetzes, dem gemeinsamen Unterricht und dem gemeinsamen Lernen von Lesen, Schreiben, Rechnen und Denken zu maximaler Effizienz zu verhelfen. Die hervorragenden Geistesleistungen des Judentums dürften auch darin mit begründet sein, dass dieser Kulturkreis ausschließlich das gemeinsame Lernen kennt, und zwar von der Schule der Vierjährigen, dem „cheder“, bis hin zu den „jeschiwoth“, den berühmten Talmudhochschulen, die zumindest indirekt bedeutende „Denkschulen“ auch abseits religiöser Inhalte sind. In Österreichs Bildungslandschaft wird Stillstand herrschen, solange keine Bereitschaft der Gestalter von Schulen besteht, über Grenzen im mehrfachen Wortsinn zu blicken.

Prof. Ernst Smole
Leiter des Int. Forum für Kunst,
Bildung & Wissenschaft - IFKBW
8680 MÜRZZUSCHLAG

will essen.at

JETZT NEU!

Schnell & einfach
Essen online
bestellen!



<http://www.willessen.at>

EISENSTADT

LANDESHAUPTSTADT

Einen erholsamen Sommer wünscht
namens der

**Landeshauptstadt
Freistadt Eisenstadt**

allen jüdischen
Bürgerinnen und Bürgern


**Andrea Fraunschiel
Bürgermeisterin der Landeshauptstadt
Freistadt Eisenstadt**

West-Berlin als ummauerte Randstadt Teil einer prosperierenden, immer vielfältiger werdenden Gesellschaft, in der vieles vergangene durch wirtschaftlichen Erfolg überdeckt wird. Auch im Haus ihrer beruflich erfolgreichen Eltern wird wenig über Zurückliegendes gesprochen. Für Nejusch wird das, wie sie in ihren Briefen zeigt, zu einem zentralen Problem: Die „gute Welt“, die ihre Eltern (vor) leben, wird überschattet von einer Vergangenheit, über die geschwiegen werden soll.

Nejusch ist Tochter von polnisch-jüdischen Holocaust-Überlebenden, die mit ihr nicht über das unsagbare Leid sprechen. Weil sie es nicht können und weil sie es nicht wollen. Nejusch spürt nur Bruchstücke einer großen Qual, erlebt Ungewissheit. Das Verhältnis zu ihren Eltern ist lange von einer dunklen Ahnung bestimmt. Und schließlich dem Wissen, Tochter von Verfolgten zu sein, ohne zu wissen, was sich eigentlich zugetragen hat. Die eigene Identität wird so immer wieder infrage gestellt und bleibt fragil. Wo komme ich her, wo gehöre ich hin? Immer wieder versucht Nejusch, mit ihren Eltern ins Gespräch zu kommen. Und lässt ihren Brieffreund an ihren Bemühungen teilhaben.

Wie groß das Interesse an der Diskussion über die Erfahrungen der nachfolgenden Generationen aneinander ist, zeigte eine Lesung des Romans im Jüdischen Museum Berlin, die auf einen sehr großen Publikumszuspruch stieß. Das Interesse an der in dem Band dargelegten subjektiven Perspektive kommt aus unterschiedlichen Richtungen: Für die Einen ist es eine Stimme, die endlich Raum für Eigenes schafft und eine Entlastung von an sie gestellten Ansprüchen bedeutet. Für die anderen der Blick über den Tellerrand in eine Terra Incognita, von der bisher vielleicht vor allem nur Vorstellungen existieren. Weil der Roman eine subjektive Perspektive zeigt, wirkt er befreiend, ohne Grenzen und Unterschiede zu verwischen. Im Gegenteil: Sie werden konkret, d.h. sicht-, nachvollzieh- und kommunizierbar. Sie zu verstehen heißt, auch die Realität des Holocaust anzuerkennen. Die Perspektive der zweiten Generation in die Gesellschaft zurückzugeben, dazu leistet das Buch einen wichtigen Beitrag. Es ist ein doppelter Grenzgang: ein Schritt in die nicht-jüdische deutsche Gesellschaft und ein Schritt in die jüdische Identität als Nachfahre. Sich selbst dem Anderen verstehbar zu machen, deutet an, vor welchen Aufgaben eine Gesellschaft steht, die die Auswirkungen des Holocaust auf die nachfolgenden Generationen ansatzweise integrieren will und sich selbst dabei verändern wird.

Thomas Irmer



Die jüdische Gemeinde in Simmering 1848-1945

Herbert Exenberger: Gleich dem kleinen Häuflein der Makkabäer. Die jüdische Gemeinde in Simmering 1848-1945.

Wien: Mandelbaum Verlag 2009.

384 Seiten, Euro 24,90.-

ISBN 978-3-85475-292-8

Die jüdische Gemeinde des Wiener Arbeiterbezirks Simmering umfasste nie mehr als 541 Personen. Herbert Exenberger, der langjährige Bibliothekar des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands, hat in langer und hingebungsvoller Kleinarbeit die Geschichte dieser kleinen Gemeinde und die Schicksale ihrer Men-


schen recherchiert und nun die Ergebnisse in einer umfassenden Publikation der Öffentlichkeit vorgestellt.

Der von Jakob Gartner 1899 erbaute Tempel in der Braunhubergasse 7 umfasste 382 Sitzplätze. Er war der Mittelpunkt des religiösen Lebens des Ortes, obwohl er es nie zu einem eigenen Rabbiner brachte. Die Biographien von Jakob Ornstein, Rechtsanwalt, Schriftführer des Simmeringer Tempelvereins und Präsident der Union österreichischer Juden, und von Siegmund Kauders, Weingroßhändler, Obmann des Simmeringer Tempelvereins und Vizepräsident der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, zeigen die engen Verflechtungen und Beziehungen zwischen der Kultusgemeinde und der Simmeringer Gemeinde. Mit dem Kapitel über die Berufsgruppen und Gewerbe enthält das Buch auch einige originelle sozialgeschichtliche Reportagen.

Exenberger beschränkt sich jedoch nicht nur auf die engere jüdische Gemeinde des Bezirkes. In einem Kapitel beschreibt er die Geschichte und die jüdische Literatur über den jüdischen Teil des Zentralfriedhofs, einem der größten Friedhöfe der Welt. In einem weiteren Kapitel erinnert er an die jüdischen Zwangsarbeiter in Simmeringer Betrieben und an die Lager für ungarische Juden.

Die Arisierungen, Deportierungen und Vertreibungen der Simmeringer Juden und Jüdinnen in der NS-Zeit dokumentierte Exenberger ebenso ausführlich und allein die Liste der in der Shoah Ermordeten macht sein Buch zu einem Memorbuch. Der Band, der in der Reihe „Jüdische Gemeinden“, herausgegeben von Eleonore Lappin-Eppel im Auftrag des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs, ist in seiner Einfühlsamkeit und Genauigkeit ein Vorbild für jüngere Historiker, obwohl aus naheliegenden zeitlichen und personellen Gründen es wohl von keinem Wiener Bezirk mehr eine so gründliche Aufarbeitung seiner jüdischen Bevölkerung geben wird.

Evelyn Adunka



Geschichte des österreichischen Judentums

Kurt Schubert: Die Geschichte des österreichischen Judentums.

Wien – Köln - Weimar: Böhlau 2008.

171 Seiten, Euro 29,90.-


ISBN 978-3-205-77700-7

Der Band ist ein Nachlasswerk des 2007 verstorbenen Doyens der deutschsprachigen Judaistik, Kurt Schubert. Schubert lehrte von 1945 bis 2006 an der Universität Wien, erhielt 1959 die erste Professur für Judaistik im deutschen Sprachraum und wurde ebendort sieben Jahre später Vorstand des neu gegründeten Instituts für Judaistik. Seine Biographie ist vom Engagement für einen christlich-jüdischen Dialog und damit verbunden dem Kampf gegen Nationalsozialismus und Antisemitismus, auch und vor allem in katholischen Reihen, sowie dem Aufbau des Jüdischen Museums in Eisenstadt geprägt. Das Buch bietet einen skizzenhaften Überblick über jüdische Geschichte in Österreich von ihren Anfängen im Frühmittelalter bis heute, wobei, neben kurzen Phasen relativer Sicherheit, die permanente Bedrohung von Juden und Jüdinnen deutlich wird. Die Geschichte des österreichischen Judentums ist daher nicht zuletzt aufgrund des massiven christlichen Antisemitismus eine Geschichte von Verfolgung und Vertreibung. Pogrome vor

zusammengefügt, die sie vor allem in der Wiener Library in London, aber auch in vielen anderen Archiven gefunden hat.

„Was ist Tausig für ein Mensch?“ So beginnt der 500 - seitige Roman, der nicht nur die Geschichte eines jungen Rechtsanwaltes aus Temesvar, Tausig, und seiner Frau Franziska erzählt, sondern auch die seines Freundes Ludwig Lazarus, eines Berliner Buchhändlers, den Tausig auf der Flucht kennen lernt. Erzählt wird auch vom Uhrmacher Kronheim, dem Kunsthändler Brieger und den Rosenbaums, die mit einem Koffer voll Lederhandschuhen nach Shanghai gekommen sind, weil sie dort ein Handelsunternehmen gründen wollen. In die Erzählung hat Ursula Krechel wie in einer Art künstlerischem Selbstgespräch Stellen eingeflochten, in denen sie große Künstlerschicksale beschwört. Lothar Brieger lässt sie Briefe an Walter Benjamin nach Paris schreiben, die allerdings unbeantwortet bleiben, sie erwähnt Virginia Woolfs Selbstmord und Gertrud Steins Hund. Die Autorin begleitet ihre Protagonisten zwischen 1938 und 1948 auf ganz eigene Weise durch ein tragisches Schicksal. Dabei erfindet sie kaum, stützt sich auf Briefe und Berichte und schreibt auch über den vom damaligen jungen Rundfunk-Attaché Erwin Wickert geleiteten NS-Propagandasender. Besonders die Rückkehr der Flüchtlinge nach Deutschland ist genauestens dokumentiert. Es ist erschütternd zu lesen, wie die Exilierten, wie Ludwig Lazarus, Ernst Kronheim und Lothar Brieger, damals behandelt und „entschädigt“ wurden. Ursula Krechel hat viele Details in ihren Roman einfließen lassen und spart auch nicht an politischen Anmerkungen. Entstanden ist ein wunderbarer, großer und ernster Roman, der sich wie ein Geschichtsbuch liest und in der Reihe der Literatur des jüdischen Exils nach 1938 einen ganz besonderen Platz einnehmen und auch behalten wird. Dem kleinen Jung und Jung Verlag kann man zur Veröffentlichung dieses bewegenden Überlebensromans nur gratulieren.

Winfried Stanzick



Flucht und Neuanfang

Mark Ettinger: Erinnerungen. Von Warschau durch die Sowjetrepublik Komi nach Astrakhan 1922-1999. Konstanz: Hartung-Gorre 2005. 188 Seiten, Euro 18,50.- ISBN 3-86628-059-9


Mark Ettinger, geboren 1922 in Lodz, erzählt seine Geschichte von Vertreibung, Flucht und Neubeginn in den Wirren des Zweiten Weltkrieges. Seine 1995 aufgezeichneten Memoiren wurden aus dem Russischen übersetzt und geringfügig überarbeitet. Nach einer glücklichen Kindheit erfährt er in den Dreißiger Jahren, wie sich die Lage in Polen und Europa zunehmend radikalisiert. So erzählt der Autor über seine Schwierigkeiten, trotz ausgezeichneter schulischer Leistungen, an der Universität angenommen zu werden. Der deutsche Angriff auf Polen lässt dies alles in den Hintergrund treten. Für die nächsten Jahre wird „Überleben“ zum Lebensinhalt der Familie Ettinger. Als sich die deutsche

Armee Warschau nähert, muss der Autor mit seinem Vater nach Osten fliehen, kehrt jedoch einige Zeit später wieder zu seiner Mutter und Schwester zurück, ehe die Familie – diesmal für immer – zerrissen wird. 1942 werden Mutter und Schwester in Treblinka ermordet. Ettinger und sein Vater fliehen erneut aus Warschau in Richtung Sowjetunion und sind dabei ständigen Gefahren ausgesetzt. Doch sie erfahren während ihrer Odyssee auch große Unterstützung und Menschlichkeit, beispielsweise von polnischen Bauern, die ihnen, ohne sie zu kennen, eine Herberge anbieten. Endlich in der Sowjetunion, droht ihnen zwar nicht die Ermordung, doch machen Hunger, NKWD und die Ungewissheit über das Schicksal ihrer Verwandten das Leben zur andauernden Belastungsprobe.

Nach einiger Zeit werden sie 1940 in die Sowjetrepublik Komi umgesiedelt und arbeiten dort bis 1942 als Holzfäller unter harten Bedingungen. Durch das Engagement eines Vorgesetzten bekommt Ettinger schließlich eine Stelle als Pianist beim staatlichen „Gesangs- und Tanzensemble“. Von da an steigt Ettinger schrittweise auf und übersiedelt nach einigen Versetzungen 1947 nach Astrakhan, wo er als Dirigent arbeitet und später sogar eine Musikhochschule gründet.

Die Erzählung des Schicksals von Mark Ettinger, ist ein kleiner Ausschnitt aus einer Zeit, in der sich viele ähnlich dramatische Geschichten ereignet haben. Jedoch gleicht keine der anderen. Hierin vor allem liegt die Bedeutung dieser Erinnerungen, die verdeutlichen, dass es schließlich am einzelnen Menschen liegt, zum Guten oder Schlechten anderer zu handeln.

Hanns Matiasek



... und ein ungewöhnlicher Mann

Pater Karl Wallner: „Wer glaubt wird selig.“ Gedanken eines Mönchs über das Glück, sinnvoll zu leben.

3. Auf. Bergisch Gladbach: Lübbe 2009. 351 Seiten, Euro 18,50.- ISBN 978-7857-2373-9

Völlig überraschend landete 2008 eine CD mit Choralgesängen der Heiligenkreuzer Zisterziensermönche „Chant – Music for Paradise“ in den obersten Chartsrängen in aller Welt. Das erregte viel Aufsehen und zwang den Pressesprecher der Abtei aus dem Wienerwald, Pater Karl Wallner, zu vielen Interview-Auftritten in Radio und Fernsehen. Er schöpfte daraus die Anregung, über die Gedanken eines Mönchs über das Glück, sinnvoll zu leben, ein Buch zu schreiben. Es wurde ein Buch mit vielen persönlichen Erlebnissen und augenzwinkerten Bekenntnissen des Autors, der nicht belehren, sondern begeistern will.

Freilich richten sich Wallners Worte in erster Linie an (katholische) Christen, doch gelten die in muntere Sprache gekleideten Gedanken über alle religiösen und konfessionellen Grenzen hinaus wohl für alle Gott suchenden Menschen.

Peter Klar

nach, was man in der NS-Zeit, in den Jahren davor und danach sehen und mitbekommen konnte, was verdeckt blieb und was besser verdeckt werden sollte. Mit diesen Fragen nach dem Wissen-Können und Wissen-Wollen ist die Fragen nach dem Funktionieren nationalsozialistischer Herrschaft verbunden. Die Autoren und die Autorin gehen von der Prämisse aus, dass Herrschaft immer soziale Praxis ist und sich letztlich erst durch das Zusammenwirken von Herrschenden und Beherrschten konstituiert. Mit dem Verweis auf eine vor allem von Deutschen gelenkte Elite und dem Terror von SS, SA und Gestapo allein lässt sich nationalsozialistische Herrschaft nur bedingt verstehen. Damit stellt sich aber auch die Frage, nach den Handlungsspielräumen, die die Menschen in dieser Zeit hatten.

Das sind Grundlagen der neueren, differenzierten Auseinandersetzung mit der Zeit des Nationalsozialismus, die Halbrainer, Lamprecht und Mindler als Ausgangspunkt für ihre Auseinandersetzung mit der Steiermark nehmen. Es geht ihnen darum die Entwicklungslinien bis zur Etablierung der NS-Herrschaft und deren Nachgeschichte darzustellen. Das gelingt ihnen vor allem durch eine große und zugleich sehr gelungene Auswahl an Bildern, Zeitungsausschnitten, Berichten, Propagandaschriften, Lebenszeugnissen und Portraits aus der Steiermark. Sie machen deutlich, wie breit diese Bewegung war und wie viele Personen daran beteiligt waren. Und sie machen auch deutlich, wieviel und wie offen gerade auch in regionalen Medien und Veranstaltungen über Politik, Ziele und Maßnahmen der NSDAP berichtet wurde. Damit wird einerseits klar, wieviele Menschen an der NS-Herrschaft – in welcher Weise auch immer – beteiligt waren. Andererseits zeigt sich, wie man sehr rasch erkennen konnte, welche Ziele die Nazis verfolgten, und daraus auch Handlungsoptionen gewinnen konnte.

Gerade die Steiermark bietet dafür eine Fülle von Anknüpfungspunkten. Sie reichen vom spezifischen Antisemitismus und Antislawismus in den 1920er-Jahren über die steirische Heimwehrebewegung zu den illegalen Nationalsozialisten und der Volkserhebung 1938. Die Verfolgung der Juden und gerade auch der „Zigeuner“ hat etwa durch Tobias Portschy eine besondere Ausprägung erfahren. Schließlich wurden viele Menschen Zeugen der Todesmärsche der ungarischen Juden gegen Kriegsende. Zugleich gibt es eine vielfältige Geschichte des Widerstandes aus dem Bürgertum und den Kirchen, den Zeugen Jehovas, der Arbeiterbewegung und von Partisanengruppen.

Es gelingt Halbrainer, Lamprecht und Mindler diese Breite sehr sachlich und nüchtern, zugleich aber mit großem Engagement darzustellen. Es ist auch keineswegs einfach, den aktuellen wissenschaftlichen Forschungsstand und Diskurs für ein breiteres Publikum aufzubereiten und Zugänge zu vermitteln, die oft sehr voraussetzungsvoll sind. Es gelingt ihnen aber gerade, weil sie auch sehr viele konkrete Geschichten von Personen zu erzählen, an die sich kaum jemand erinnert, die aber an Orten stattgefunden haben, die man gut kennt. Das macht dieses, auch graphisch sehr gut gestaltete Buch, zu einer der wichtigsten Neuerscheinungen des „Gedenkjahres 2008“.

Christoph Konrath

Dalai Lama: Mein Leben in Bildern

Dalai Lama: Mein Leben in Bildern.

Wien: Christian Brandstätter Verlag 2009.

116 Seiten, zahlreiche Schwarzweiß- und Farbfotos, Euro 29,90.-

ISBN978-3-85033-299-6

„Mein Leben in Bildern“ ist ein besonderer Tibet-Bildband, der nicht nur durch die Aufnahmen besticht, sondern vor allem durch die Bildkommentare, verfasst von seiner Heiligkeit, dem 14. Dalai Lama. Die qualitativ hochwertigen und sorgfältig ausgewählten Fotos zeichnen dabei den bisherigen Lebens- und Schaffensweg des Dalai Lamas nach, erzählen aber gleichzeitig die tragische Geschichte Tibets, die von der anhaltenden Repression durch das chinesische Regime gekennzeichnet ist. Dementsprechend ist auch ein großer Teil des Lebens des Dalai Lama dem politischen Engagement für Tibet gewidmet, wobei der Leser auch erfährt, dass Tenzin Gyatso ein Herz für jeden einzelnen tibetischen Flüchtling hat, der den schwierigen Weg ins indische Exil beschreitet.

Besonders erwähnenswert ist auch der Abschnitt, der den Kinder- und Jugendjahren des Dalai Lama gewidmet ist. Bisher eher unbekannt Bilder geben auch einen privaten Einblick in diese für Tibet und den Dalai Lama prägende Phase. Aufgewachsen in bäuerlichen Verhältnissen wird er im Alter von vier Jahren als Reinkarnation erkannt und anschließend in verschiedenen Klöstern auf seine Regentschaft vorbereitet. Dazu meint der Dalai Lama, dass er gerade aufgrund seiner „niederen Herkunft“ besonders empfindsam ist und die Gefühle der „kleinen Leute“ verstehen kann. Neben den zahlreichen Aufnahmen, die positive Momente festhalten, werden auch die dunklen Flecken der Geschichte Tibets nicht ausgespart. So wird die Flucht ins indische Exil, die systematische Sinisierung Tibets und die Niederschlagung von Demonstrationen in Bild und Wort dokumentiert.

In den Kommentaren und Bildern wird klar, dass der Dalai Lama eine der großen Persönlichkeiten unserer Zeit ist: weise und dennoch humorvoll, überhaupt nicht abgehoben und sein Volk stets liebend. Diese Einstellung, die tief im Buddhismus verankert ist, gibt ihm die Kraft für Tibet engagiert zu sein und trotz der Vergangenheit und Gegenwart die Chinesen nicht zu „hassen“, sondern auch ihnen einen glückliches Leben zu wünschen.

Hanns Matiassek

Donaustadt

Ich wünsche allen LeserInnen des DAVID einen schönen Sommer und erholsamen Urlaub.

Norbert Scheed
Bezirksvorsteher



© Ludwig Scheid

all diese Generäle und Brigadiere im Ruhestand Greise, und verständnislos sehen sie eine neue Generation, die nur mehr materielle Werte zu kennen scheint.

Die Grundstücke von Neue Chanit sind teuer geworden und bei den Neureichen sehr begehrt. So sehr der Siedlungsrat mit den alten Gründern sich allen Neuerungen widersetzen möchte, so ist er doch chancenlos gegen den Immobilienmakler Gabi Chayek. Dieser kauft ein Siedlungshaus nach dem anderen von den alten Bewohnern und lässt darauf kleine Paläste z.B. im „kanarischen Stil“ errichten, ebenso einen vom Siedlungsrat bekämpften, weil fälschlicherweise als Bordell angesehenen, Spa. Neue Chanit füllt sich nun mit „Diamantenhändlern, High-Tech-Bossen, Clubbesitzern, Immobilienunternehmern, die in Osteuropa, in Miami, in Tel Aviv tätig waren“ und deren schönen Frauen, meist handelt sich dabei um Ex-Modelle.

Noch gibt es keine Erwähnung des Wortes Finanzkrise, nur einer der jüngeren Bewohner, Börsenmakler an der Wallstreet, ist bereits wegen Veruntreuung im Gefängnis gelandet. Aber auch dem überaus erfolgreichen Gabi Chayek drohen Schwierigkeiten, nämlich in Gestalt eines weit rücksichtloseren Konkurrenten, dessen Reichtum auf mafiösen Geschäften in Osteuropa basiert.

Wenn auch parodistisch überzeichnet, so ist zu befürchten, dass Michal Zamir Roman doch nicht immer ganz von der Realität entfernt ist.

Evelyn Ebrahim-Nahooray



Mythos Schwabing

Ilse Macek (Hrsg.): Ausgegrenzt – entrechtet – deportiert. Schwabing und Schwabinger Schicksale, 1933 bis 1945.

München: Volk Verlag 2008.

640 Seiten, Hardcover mit Schutzumschlag, illustriert. Euro 24,50.-

ISBN 978-3-937200-43-9

„Über Schwabing in der NS-Zeit zu lesen, zerstört den Mythos, der sich um diesen berühmtesten Stadtteil Münchens rankt“, schreibt die Herausgeberin Ilse Macek in ihrem Vorwort zu dieser umfangreichen Dokumentation, an der 21 Autoren mitgearbeitet haben. Denn „der neuen deutschen Sehnsucht nach einem unbefangenen Nationalgefühl stehen die Toten und Überlebenden von Auschwitz entgegen“.

Beginnend mit Erinnerungen an „Schwabing vor 1933“ und an „Schwabing unter dem Hakenkreuz“, wonach die Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung der jüdischen Einwohner begann, die erst im Schlusskapitel „Auswanderung, Vertreibung und Raub“ endet, werden „schlaglichtartig“ Ereignisse aus jenen zwölf Jahren geschildert, die Münchens Vorreiterrolle im NS-Verfolgungs- und Mordsystem dokumentieren. Dabei reihen sich Gespräche, Befragungen, Erlebnisberichte (Oral History) und auch Erkenntnisse aus gedruckten und handschriftlichen Quellen – Zeitungsartikel, Arisierungsakten, Verhörprotokolle, Zeugenvernehmungen u.a.m. – ergänzen aneinander und ergeben so ein vielseitiges Bild des Zeitgeschehens.

Wie hilflos auch die christlichen Kirchen letztendlich dastanden, angesichts der Schicksale „getaufter Juden“ und „nichtarischer Christen“ in Schwabing, wird ebenfalls in einem eigenen Kapitel behandelt. Bereits 1933 hatte das Naziblatt „Der Stürmer“ verkündet: „Taufwasser vermag die Merkmale der jüdischen Rasse nicht abzuwaschen“. Dagegen vermochte auch der mutige Brief, den Kardinal Faulhaber an Kardinal Bertram, dem Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz am 23.10.1936 schrieb, wenig auszurichten: „Wir erklären, dass der getaufte Jude für uns als katholischer Christ anzusehen und nicht nach rein biologischen Gesichtspunkten als Jude zu betrachten ist.“

Vom November 1941 bis Februar 1945 wurden aus München insgesamt 3666 jüdische Menschen – Männer, Frauen und Kinder, wobei ihre „religiöse Zugehörigkeit“ keine Rolle spielte – von der Sammelstelle Milbertshofen in den Osten deportiert und nach ihrer Ankunft in Kaunas (Kowno) von der SS ermordet.

Das Buch von Ilse Macek und ihren Autoren – Sabine Berendt, Helga Dilcher, Franziska Eck, Brigitte Gmelin, Cornelia Göbel, Walter Grube, Kristina Kargl, Willibald Karl, Albert Knoll, Anna-Jutta Pietsch, Christina Rausch, Holger Schelpmeier, Stella Schlösser, Sigrid Schlüter, Brigitte Schmidt, Verena Schneeweiß, Andrea Weber, Jeanne Weinzierl, Waltraut Wertheimer, Benedikt Weyerer, Christoph Wilker – vermittelt der weiteren NS-Zeitforschung eine Fülle von neuen Fakten und Erkenntnissen, auf die man sich zukünftig stützen kann. Die mühevollen Arbeit an diesem monumentalen, thematisch umfassenden Dokumentarwerk verdient Achtung und Lob.

Claus Stephani



Deutschsprachige jüdische Autobiographie im 20. Jahrhundert

Markus Malo: Behauptete Subjektivität. Eine Skizze zur deutschsprachigen jüdischen Autobiographie im 20. Jahrhundert.

Tübingen: Niemeyer Verlag 2009.

338 Seiten, Euro 74,95.-

ISBN 978-3-484-65174-6

Markus Malo untersucht in seiner Studie „Behauptete Subjektivität“ die Geschichte und Theorie deutschsprachiger jüdischer Autobiographien. Er geht darin von der Grundthese einer zunehmenden Verschiebung der Gattungsgrenzen von der rhetorischen (Autobiographie als unmittelbares Lebenszeugnis) zur literarischen Form (Autobiographie als gestaltete Deutung des eigenen Lebens) aus. Beginnend mit Salomon Maimons „Lebensgeschichte“ am Ende des 18. Jahrhunderts konstituiert sich das Grundthema der nachfolgenden jüdischen Autobiographien: Die Spannung zwischen der jüdischen Identität, ihren Krisen und Anfechtungen, und der Auseinandersetzung mit der nichtjüdischen Umwelt.

Im zweiten Teil des Buches analysiert Malo die Autobiographien von Jakob Wassermann, Werner Kraft, Gershom Scholem, Max Fürst, Ernst Toller, Ludwig Greve, Ruth Klüger und Georges-Arthur Goldschmidt. Es wäre jedoch interessanter gewesen, wenn Malo hier auch die Texte weniger bekannter und weniger oft beschriebener Autoren einbezogen hätte.

Diesem Einwand könnte man jedoch entgegensetzen, dass bereits der Untertitel des Buches andeutet, dass es sich hier um eine eingegrenzte, wenn auch durchaus gelungene und lesenswerte Studie handelt.

Evelyn Adunka

willessen.at

JETZT NEU!


Schnell & einfach
Essen online
bestellen!




<http://www.willessen.at>

ÖVP

Die Österreichische Volkspartei
wünscht einen schönen Sommer!

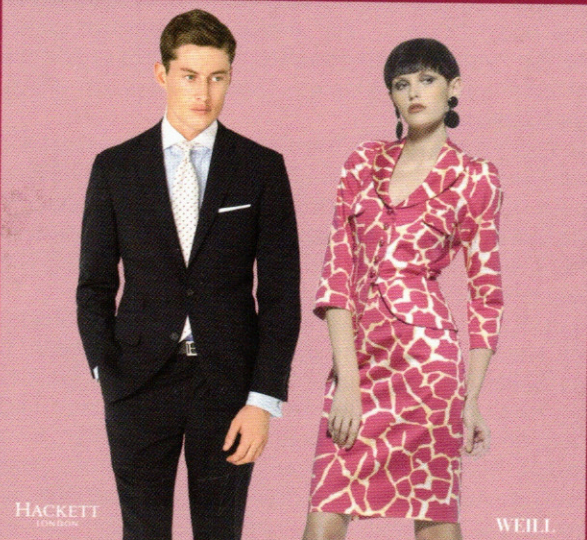



Josef Pröll
Bundesparteiobmann



Fritz Kaltenecker
Generalsekretär

Österreichische Volkspartei 1010 Wien, Lichtenfelsgasse 7, Tel +43 (1) 401 26-0, Fax -109, www.oevp.at, email@oevp.at



HACKETT
LONDON

WEILL

House of Gentlemen - Kohlmarkt 11, 1010 Wien
Brühl - Wallnerstraße 3, 1010 Wien
Brühl & Söhne - Schmiedgasse 12, 8010 Graz
Trachten Schlössl - Hauptplatz 3, 8010 Graz

FÜR ANDERE KULTUREN OFFEN ZU SEIN,
IST TEIL UNSERER UNTERNEHMENSKULTUR.



Mehr in unserem neuen Corporate Responsibility Bericht
auf www.rzb.at





Eine australische Jüdin in der DDR

Salomea Genin: Ich folgte den falschen Göttern – eine australische Jüdin in der DDR.

Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009.

400 Seiten, Euro 20,50.-

ISBN: 978-3-86650-211-6

Meine erste Begegnung mit Salomea Genins Literatur war im Hof des Jüdischen Theaters in den Hackeschen Höfen Berlins. In dieser hochtouristischen Gegend der alten-neuen deutschen Hauptstadt saß eine ältere Frau und las aus ihrem ersten Buch „Shayndel und Salomea - von Lemberg nach Berlin“ vor. Dieses Buch ist die Biographie ihrer Mutter, die wie so viele sogenannte Ostjuden von Polen und Russland in den 1920er Jahren nach Berlin gekommen waren. Das Theater kündigte auch ihr Ein-Personen-Theaterstück „Zwischen allen Stühlen - eine australische Jüdin in der DDR“ an. Neugierig geworden, blieb ich stehen und hörte eine Weile zu.

Meine zweite Begegnung mit Genins Literatur war eine grosse Überraschung. Auf einer Reise durch Asien suchte ich an einem Monsontag nach einem Zeitvertreib und entdeckte in einem Cafe für Rucksackreisende auf einer der kleinsten und entlegensten Inseln Indonesiens ein verstaubtes Bücherregal. Neben einem guten Dutzend zerlesener englischer Groschenromane nach beliebten Kinofilmen fand ich eine Ausgabe von „Shayndel und Salomea“. Verblüfft nahm ich den unerwarteten Literaturschatz zur Hand und schlug die erste Seite auf. Stempel der verschiedenen asiatischen Antiquariate bestätigten: Dieses Büchlein war schon weiter herumgekommen als ich. Ich entrichtete meinen Obulus von ca. 1 Dollar und setzte mich unter dem grossen vorhängenden Dach auf die Veranda. Draussen ergoss sich ein Spektakel der Naturgewalten, der mächtige Regen des Urwalds von Sumatra, und doch versank ich für einen ganzen Tag lang in der Lebensgeschichte der jüdischen Familie aus Lemberg, die sich durch einen schweren Alltag in Berlin plagt.

Ich war gefangen von der poetischen Schreibweise der Autorin und der psychologischen einfühlsamen Charakterisierung der Figuren. Dennoch, ich fragte mich, wie wohl der Lebensweg Salomeas, der Autorin selbst, 1932 in Berlin geboren, die nur ganz am Ende des Buches als Kleinkind in der Geschichte vorkommt, wohl weitergegangen ist.

Vor einem Monat erschien die Antwort – wieder in Buchform. Salomea Genin: „Ich folgte den falschen Göttern – eine australische Jüdin in der DDR“. Diese Autobiographie setzt ein, wo die Geschichte in „Shayndel und Salomea“ abgebrochen hatte.

Als Kind polnisch-russischer Juden in Berlin-Wedding geboren, floh Salomea Genin im Mai 1939 mit ihrer Familie vor den Nationalsozialisten nach Australien. Dort wurde Salomea, die damals noch ihren nicht-jüdischen zweiten Vornamen Loni trug, eine glühend-überzeugte Kommunistin. 1951 kam sie als Mitglied der australischen Delegation zu den Weltfestspielen der Jugend und Studenten nach Ost-Berlin und war von der DDR begeistert. Sie verließ Australien, um in der DDR ein besseres, antifaschistisches Deutschland aufzubauen.

So viel Begeisterung für eine bessere Welt war der Stasi, dem „grossem Bruder“ in der DDR, so suspekt, dass man sie 12 Jahre lang kritisch beobachtete, bevor man der in Deutschland geborenen und vor den Nationalsozialisten geflohenen Jüdin eine Aufenthaltserlaubnis für die DDR, ihr „besseres deutsches Heimatland“, gnädig gewährte.

So blieb Salomea Genin zunächst in West-Berlin und zeitweise in England, bevor sie 1963 offiziell nach Ost-Berlin übersiedeln durfte. In West-Berlin hatte sie begonnen, als Informantin für das Ministerium für Staatssicherheit der DDR zu arbeiten. Diese Tätigkeit setzte sie dann in der DDR fort. 1982 erkannte sie: Statt zu helfen, die Welt zu verbessern, arbeitete sie für einen Polizeistaat. Sie brach mit der Stasi und wollte sich das Leben nehmen. Erst im Mai 1989 fand sie die Kraft, auch aus der SED auszutreten. Ihre Austrittserklärung wurde in westdeutschen Zeitungen abgedruckt, darunter in der „Frankfurter Rundschau“. Aus dieser tiefen Lebenskrise arbeitete sich Genin mit vielen psychologischen Therapien heraus, bis ihr klar wurde, wie ihre Sehnsüchte nach einer besseren Welt, „Tikkun olam“, sie in einem Netz aus einander misstrauenden Menschen eingesponnen hatte. Nach der Öffnung der Stasi-Archive las sie in ihrer Akte, wie ihre engsten Freunde zum Teil gegen sie spioniert und berichtet hatten. Und sie gestand sich selbst ein, es auch getan zu haben. Das Buch zeichnet diesen schweren Selbsterkenntnisprozess ungewohnt offen und ehrlich nach. Ihre Tagebucheinträge sind unterbrochen von Zitaten aus der Stasi-Akte, aus denen hervorgeht, wie kontrastierend und manipulativ die Realität gesehen und beschrieben werden kann. Auch die zitierten kommunistischen Lieder und Leitsprüche bieten dem Leser ein graphisches Bild dieses „aus Ruinen auferstandenen“ Deutschlands. Genin schreibt an einer Stelle: „Ich wollte keine Literatur schreiben, sondern einen psychologischen Zeugnisbericht ablegen“. Und das ist ihr sehr gut gelungen.

Enttäuscht von ihren so verfehlten Versuchen, eine menschlichere Gesellschaft aufzubauen, suchte sie ihre jüdischen Wurzeln. Sie engagierte sich in der jüdischen Gemeinde Ost-Berlins. In ihrem Wohnzimmer traf sich eine Gruppe von Frauen, die einen Gesprächskreis gründete, aus dem später der egalitäre Minjan hervorging, der heute in der renovierten Synagoge in der Oranienburger Strasse betet. Die wenigsten der vielen Touristen, die heute alltäglich dieses wunderschöne Bauwerk im maurischen Stil fotografieren können sich dabei wohl vorstellen, wie es sich wirklich anfühlte, als Jude in der DDR zu leben.

Felice Naomi Wonnenberg



Die Siedlung

Michal Zamir: Die Siedlung. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama.

Zürich: Atrium Verlag 2009.

221 Seiten, Euro 20,50.-

ISBN 978-3-85535-825-0

In ihrem neuesten Roman erzählt Michal Zamir ironisch und amüsant von den Bewohnern von Neve Chanit. Diese Siedlung wurde einst von Mitgliedern der militärischen Elite mit ihren zionistischen Idealen gegründet. Heute sind



Terrorziel Europa

Jürgen Elsässer: Terrorziel Europa. Das gefährliche Doppelspiel der Geheimdienste.
St. Pölten: Residenz Verlag 2008.
343 Seiten, Euro 21,90.-
ISBN: 978-3-7017-3100-8

Jürgen Elsässer, bekannter deutsche Autor zahlreicher geopolitischer Sachbücher und Investigativjournalist (zuletzt: *Wie der Dschihad nach Europa kam*, 2005) versucht in diesem Buch nachzuweisen, dass nahezu bei allen terroristischen Anschlägen und Anschlagversuchen, die islamistischen Gruppierungen zugerechnet werden, westliche Doppelagenten, V-Männer oder Agents Provocateurs eine tragende Rolle spielten. Denn wenn es unbestreitbar ist, dass der islamistische Fundamentalismus eine Realität ist, so wird laut Elsässer sein Potential vor allem von britischen und US-amerikanischen Nachrichtendiensten ausgenutzt, um auf diese Weise Europa immer tiefer in ihren weltweiten Kampf gegen den Islam hineinzuziehen. Das Buch kann, wie Elsässer selbst meint, als Enzyklopädie aller Anschläge und Anschlagversuche in Europa, für die islamistische Täter verantwortlich gemacht werden, gesehen werden und zeigt zur gleichen Zeit auch eine lange Geschichte der Kooperation vor allem der britischen Geheimdienste und der US-amerikanischen CIA mit islamistischen und anderen Extremisten auf. Kapitel 1 gibt einen Überblick über diese Zusammenarbeit vom Afghanistankrieg der 1980er Jahre des 20. Jahrhunderts bis zu 9/11. Kapitel 2 und 3 beschäftigen sich mit den zwei europaweit agierenden terroristischen Strukturen, auf die nahezu alle Anschläge in Europa zurückzuführen sind: Die so genannte Londoner Zelle rund um die Finsbury Moschee und die süddeutsche Zelle, die sich zunächst in Freiburg gebildet und danach nach Ulm verlagert hatte. Die folgenden zwölf Kapitel untersuchen in detaillierter Weise Attentate, Attentatversuche sowie mutmaßliche Attentatsversuche in Europa in der Zeit ab Mitte der 1990er Jahre, dem Berichtszeitraum des Buches. So unter anderem die so genannte Hamburger Zelle der Flugzeugentführer des 11. September 2001, das Attentat in Madrid 2004, die Anschläge in London 2005, mehrere Attentatsversuche in Berlin, der angeblich vereitelte „deutsche 9/11“ von 2007 oder die 2007 in Wien festgenommenen so genannten Cyberterroristen. Kapitel 16 analysiert, wie verdeckte Operationen, die während des Kalten Krieges von der Geheimorganisation Gladio gegen den kommunistischen Feind geplant wurden, nunmehr unter einem anderen Deckmantel gegen den islamistischen Feind fortgeführt werden. In den beiden anschließenden Kapitel zieht Elsässer gewissermaßen seine Schlussfolgerungen und beschreibt, wie seiner Ansicht nach durch geduldeten oder inszenierten Terrorismus eine Situation der Spannung geschaffen werden soll, die als Vorbereitung für einen gigantischen Überwachungsstaat zu sehen ist. Elsässer zeigt sehr komplexe Sachverhalte auf, Sachverhalte, die zum Teil kaum realistisch scheinen sondern eher als Fiktion. Stimmt nur ein Teil der von Elsässer aufgeworfenen Thesen, so ist das Buch in der Tat mehr als beunruhigend. Das Buch gibt sicherlich Anlass, bisher als richtig angenommene Tatsachen zu hinterfragen, die Schlüsse die man dabei ziehen kann, müssen aber nicht unbedingt denjenigen Elsässers entsprechen. „Terrorziel

Europa. Das gefährliche Spiel der Geheimdienste“ ist auf jeden Fall Anlass genug, sich Gedanken über das Spannungsfeld von Demokratie und Rechtsstaat auf der einen und der Notwendigkeit, die bürgerlichen Freiheiten, um diese gegen den transnationalen Terrorismus schützen zu können, einschränken zu müssen, auf der anderen Seite, zu machen.

Thomas Pankratz



Widerstand und Verfolgung in der Steiermark

Heimo Halbrainer, Gerald Lamprecht, Ursula Mindler: Sichtbar/Unsichtbar. NS-Herrschaft: Widerstand und Verfolgung in der Steiermark.
Graz: Clio Verein für Geschichts- und Bildungsarbeit 2008.
312 Seiten, Euro 25,00.-
ISBN: 978-3-902542-11-3

Vieles, was in Österreich in der NS-Zeit geschehen ist, was dazu geführt hat, und was dumpf nachgeklungen hat, ist lange unsichtbar geblieben. Vieles bleibt bis heute unsichtbar – weil niemand Interesse hat, nachzufragen, weil niemand da ist, um nachzuforschen. Noch gibt es gerade am Land die Gerüchte darüber, wer was im 3. Reich gemacht hat, wer sich noch lange in Hinterzimmern unter dem Führerbild getroffen hat, und wer sich einst bereichert hat. Noch meinen viele, etwas zu wissen, aber wieder fragt kaum jemand nach. Die gängige Literatur über den Nationalsozialismus, Verbrechen, Verfolgung und Widerstand steht oft im Bann großer Ereignisse und Entwicklungen, schillernder Persönlichkeiten und ergreifender Schicksale. Das Bild, das viele Menschen von dieser Zeit haben, und das vielen schon zur Genüge reicht, entspricht dem.

Sicher, in den vergangenen Jahren wurden an vielen Orten in ganz Österreich Gedenktafeln zur Erinnerung an die Verbrechen der NS-Zeit und an ihre Opfer angebracht. Doch wer solche Gedenktafeln aufmerksam liest, erhält oft den Eindruck, dass die Nationalsozialisten plötzlich kamen, dass sie „Andere“ von weit her waren. Dementsprechend konnten die Menschen vor Ort „auch nichts wissen“. Die historische Forschung und die verschiedenen Projekte, die der Anbringung von Gedenktafeln vorangeht, und die darstellt, was eigentlich vor Ort passiert ist, und wie die nationalsozialistische Herrschaft in Österreich funktionieren konnte, werden dagegen nur selten breiter wahrgenommen. Das liegt daran, dass viele Beiträge in Sammelbänden oder kleinen Auflagen erscheinen, und auch daran, dass sie von ihrem Forschungsansatz her oft auf ein Fachpublikum abzielen.

Ein Beispiel dafür, wie Vermittlung und Konkretisierung gelingen kann, bieten jetzt Heimo Halbrainer, Gerhard Lamprecht und Ursula Mindler. Sie haben in Kooperation des Grazer Vereins für Geschichts- und Bildungsarbeit Clio mit dem Stadtmuseum Graz zwei Ausstellungen über die NS-Herrschaft in der Steiermark erstellt und dazu ein bemerkenswertes Buch herausgegeben: *unsichtbar. NS-Herrschaft: Verfolgung und Widerstand in der Steiermark*.

Halbrainer, Lamprecht und Mindler gehen der Frage

dem Hintergrund der Kreuzzüge und Pestkatastrophen, Ritualmordlegenden, die Konfrontation von Juden und Jüdinnen mit dem im 19. Jahrhundert aufkommenden modernen Antisemitismus und die Shoa stehen daher im Zentrum des Bandes, der aber gleichzeitig auch auf innerjüdische Debatten und Konflikte eingeht.

Das letzte Kapitel über die Zeit nach 1945 ist vor allem biographisch geprägt und skizziert den Aufbau des christlich-jüdischen Dialogs sowie Schuberts Engagement im Kampf gegen antisemitische Ressentiments und für Judaistik als Wissenschaft.

Als Kritikpunkte müssen sowohl das teilweise Fehlen begrifflicher Sensibilität und apologetische Tendenzen hinsichtlich der Einschätzung des Austrofaschismus, als auch der traditioneller Geschichtsschreibung verpflichteter Ansatz genannt werden, wodurch manche Phänomene jüdischer Geschichte, etwa die Heterogenität „des“ Judentums, aus dem Blickfeld geraten. Dennoch schafft das Buch einen groben thematischen Überblick und ist nicht zuletzt vor allem ein persönliches Dokument.

Matthias Falter



Hildegard Burjan. Frau zwischen Politik und Kirche.

Ingeborg Schödl: Hildegard Burjan. Frau zwischen Politik und Kirche.

Wien: Wiener Dom-Verlag 2008.

231 Seiten, Euro 16,90.-

ISBN: 978-3-85351-204-3

Hildegard Burjan war die erste weibliche Abgeordnete der Christlichsozialen im ersten Parlament der Ersten Republik. Sie war am 16. Februar 1919 gewählt und am 12. März angelobt worden. Erstmals genossen auch Frauen in Österreich das aktive und passive Wahlrecht. Am 30. Jänner 1883 war sie in Görlitz als Tochter einer jüdisch-liberalen Familie geboren worden. Sie studierte in der Schweiz Literatur und Philosophie; in Österreich war ihr das Studium als Frau versagt. 1908 promovierte sie mit magna cum laude zum Dr. Phil. und studierte dann in Berlin Sozialwissenschaft. 1907 heiratete sie den Ungarn Alexander Burjan. Nachdem sie unerwartet nach schwerer Krankheit zwar nicht ganz gesundet, immerhin aber wieder zu Kräften gekommen war, trat sie zum katholischen Glauben über. Sie brachte eine Tochter zur Welt, obwohl ihr die Ärzte dringend zu einer Abtreibung geraten hatten. Das soziale Engagement der Konvertitin machte diese außergewöhnliche Frau gleichermaßen für die Politik, die katholische Kirche und nicht zuletzt für Historiker interessant. Denn immerhin zeugt es von Nicht-Alltäglichkeit, dass die Tochter einer jüdischen Bürgerfamilie sich ausgerechnet in der Christlichsozialen Partei und dann in der römisch-katholischen Kirche so stark für die Frauen und die sozial Schwachen einsetzt.

Die Historikerin Ingeborg Schödl hat sich in jahrelangem Studium dieser Persönlichkeit gewidmet und ein erstes Buch aus dem Jahr 2000 völlig neu überarbeitet und nun im Dom-Verlag wieder veröffentlicht. Der Leser erfährt darin, dass Burjan immer wieder soziale Initiativen setzte: 1912 gründete sie den „Verband der christlichen Heimarbeiterinnen“, 1918 den Verein „Soziale Hilfe“ und im Oktober 1919 die religiöse Schwesterngemeinschaft

„Caritas Socialis“, die sich bis heute karitativen Aufgaben widmet. Wichtige politische Forderungen – zum Teil bis heute nicht erfüllt – erhob sie immer wieder. So etwa die Gleichberechtigung der Frauen und das Verlangen nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit. Nach ihrem Austritt aus dem Parlament nach nur einem Jahr war sie nur noch sozialreformerisch, und zwar in enger Verbundenheit mit ihrer Kirche, tätig. Bis zu ihrem Tod arbeitete sie unermüdlich. Und sie setzte ihrem Mentor Ignaz Seipel ein eindrucksvolles Denkmal, nämlich durch den Bau der Seipel-Kirche im 15. Wiener Gemeindebezirk. Hildegard Burjan starb 1933, ihr Mann Alexander, Vorstandsmitglied der RAVAG, floh 1938 wegen der nationalsozialistischen Machtübernahme auch in Österreich nach Brasilien.

Peter Klar



Von Menschen, die versuchen, das Überleben zu lernen

Ursula Krechel: Shanghai fern von wo. Roman. Salzburg: Jung und Jung 2009.

500 Seiten, Euro 29,90.-

ISBN 978-902497-44-1

Nach der Pogromnacht am 9. November 1938 war für viele deutsche und österreichische Juden klar: Sie mussten schnellstens ihre Heimat verlassen, um der Verfolgung und Vernichtung durch den NS-Staat zu entgehen. Die Tragik von Flucht, Ausreiseverhandlungen, Passierscheinen und Ablehnungen ist später oft beschrieben worden. Viele Exilierte suchten in den europäischen Nachbarländern, andere in Nord- und Südamerika Zuflucht. Das europäische Exil erwies sich leider als nicht sicher, weil diese Länder im Laufe des Zweiten Weltkrieges von den Nazis besetzt wurden, die dort sofort ihre Verfolgungsmassnahmen durchsetzten. So wurden Länder wie Holland, Norwegen und Frankreich zur tödlichen Falle für viele Juden.

Der vorliegende Roman der Schriftstellerin und Lyrikerin Ursula Krechel erzählt von einem historischen Zeitfenster, das insgesamt 18.000 Juden aus Deutschland und Österreich für kurze Zeit eine Gelegenheit eröffnete, ihr Leben zu retten. 1938 hatten die Japaner Shanghai besetzt und vom Festland völlig abgeschirmt. Vom Meer her aber war die Stadt ohne Visum erreichbar, und diese Gelegenheit war für die Flüchtlinge lebensrettend. Sie hatten kurzfristig eine Schiffspassage nach Shanghai ergattert und sahen ihrer neuen Zukunft mit großer Hoffnung entgegen. Zu Hause in Wien oder Berlin wurde Shanghai schnell zur „Arche Noah“, dem alten Bild der Rettung. Dass die Exilierten in Shanghai nicht gerade willkommene Gäste waren, traf sie nicht nur überraschend, sondern wie ein Schock. Wenn man den vorliegenden Roman liest, spürt man auf beinahe jeder Seite, dass sich die zu Hause so schön imaginierte „Arche Noah“ als ein Zufluchtsort herausstellte, in dem unsägliche Not und nacktes Elend, beißender Hunger, schlimme Krankheiten und völlige Unfreiheit herrschten. Ursula Krechel hat für diesen wirklich großartigen Roman, in dem sie das Schicksal jüdischer Emigranten in Shanghai detailliert beschreibt, viele Jahre recherchiert. Das Buch hat sie auf sprachlich und künstlerisch gelungene Weise aus zahllosen authentischen Berichten



Die Vereinigung jiddischer Polizisten

Michael Chabon: Die Vereinigung jiddischer Polizisten. Roman.

Köln: Kiepenheuer & Witsch 2008.

422 Seiten, Euro 20,60.-

ISBN 978-3-462-03972-6

Im Jahr 1940 ventilierte der amerikanische Innenminister Harold Ickes aus der Regierung des Präsidenten Roosevelt den Plan, jüdische Flüchtlinge aus Europa für einen bestimmten Zeitraum auf dem damaligen Territorium von Alaska anzusiedeln, um sie nach dem Krieg wieder zurückkehren zu lassen. Es gab einen entsprechenden Antrag im amerikanischen Kongress, der allerdings keine Mehrheit fand und so geriet dieser Vorschlag in die Akten und später in Vergessenheit.

Der amerikanische Autor Michael Chabon, 45 Jahre alt und Pulitzer-Preisträger geht nun in seinem neuen Roman „Die Vereinigung jiddischer Polizisten“ der immer wieder die Literatur faszinierenden Frage nach, was wäre gewesen, wenn dieser Vorschlag eine Mehrheit gefunden und dann auch Realität geworden wäre. Er verlegt den jüdischen Staat nach Alaska und macht ihn zum Schauspiel eines Kriminalromans. Chabons fabelhafter Trick besteht darin, dass er diese hybride, jüdisch-subpolare Welt bis in das kleinste Detail so ausgestaltet, so überzeugend, dass einem beim Lesen alles völlig realistisch erscheint. Ein Roman ist so entstanden über eine Welt, in der es außer dem Exil keine Option gibt. Irgendwann habe er in einer Fußnote davon gelesen, die Idee habe ihn begeistert, erzählt Chabon in einem Interview. Dazu kam, dass ihm etwa zur gleichen Zeit ein Sprachführer aus dem Jahr 1958 in die Hände fiel mit dem Titel „Say it in Yiddish“. Er fand das Buch amüsant, es hat ihn nicht mehr losgelassen. Weil es ja implizierte, dass es einen Ort gibt, an dem man es benutzen kann, wenn zum Beispiel das Auto kaputtgeht und man mit einem Mechaniker verhandeln muss. Er schrieb einen Essay über diesen Ort, griff die Ickes'sche Idee dazu auf und irgendwann, so berichtet er, war er bereit für einen Roman.

Der liegt nun in deutscher Übersetzung vor. Ein wunderbarer Kriminalroman, der vielleicht nicht ganz zufällig 60 Jahre nach der Gründung des Staates Israel erscheint. In dem schon erwähnten fiktiven Staat in Alaska wird eines Tages in einem Hotel in der Stadt ein ehemaliges Wunderkind des Schachs tot aufgefunden. Kriminalkommissar Meyer Landsman geht sofort der Frage nach, wer der Mörder dieses Talents sein könnte. Bald schon stoßen Meyer Landsman und sein Kollege auf den Vater des Toten, den angesehenen Rabbi Heskell Shpilman, ein dicker, beeindruckender Mann. Den allerdings überrascht die Nachricht vom Tod seines Sohnes überhaupt, nicht. Er erzählt den staunenden Polizisten, dass er schon vor Jahren seinen Sohn für tot erklärt, den Kaddisch über ihn gesprochen und dann aus seiner Erinnerung getilgt habe, weil dieser auf die schiefe Bahn geraten sei.


Die Ermittlungen komplizieren sich. Von oben bekommt Meyer Landsman Schwierigkeiten, er wird suspendiert. Das hindert ihn aber nicht, seine abenteuerlichen Ermittlungen fortzusetzen. Dabei führt Chabon den gespannten und zunehmend begeisterten Leser von einer Überraschung zur nächsten. Da begegnen wir

jüdischen Religionsfanatikern mit politischen Absichten und noch vielen anderen seltsamen Figuren. Das ganze Buch ist voll von hintergründigen Einzelheiten und vielen Anspielungen auf die jüdische Religion, ihre Geschichte und ihre Traditionen.

Dabei ist die eigentliche Kriminalgeschichte, wie schon am Anfang gesagt, eingebettet in die fiktive Geschichte eines imaginierten jüdischen Staates in Alaska. Verschiedene Befreiungs- und Erlösungstheorien wechseln sich ab mit kriminellen und politischen Machenschaften.

Die Lektüre dieses oft skurrilen Romans macht enorm viel Spaß, auch wenn man sagen muss, dass es schon einige Zeit braucht, um in die Geschichte hineinzukommen.

Winfried Stanzick



In einer nahen Entfernung

Nejusch: Das Glück hat mich umarmt. Ein Briefroman.

Hg. v. Nea Weissberg - Bob.

Berlin: Lichtig 2008.

300 Seiten, Euro 22,10.-

ISBN: 978-3-929905-21-2

Die Kinder von Opfern und Tätern, Zuschauern und Mitläufern des Holocaust sind in eine Lebensphase eingetreten, in der die Reflexion über die bisher gemachten eigenen Lebenserfahrungen breiteren Raum einnimmt und wohl erst einnehmen kann. Für die nach 1945 geborenen Nachfahren von Holocaust-Opfern ist es auch die Zeit einer elementaren persönlichen Wende, die zugleich eine historische ist: Die Generation ihrer Eltern, der Holocaust-Überlebenden und Zeitzeugen, tritt ab. In diesem Zusammenhang steht der Roman „Das Glück hat mich umarmt“. Es ist ein Blick zurück auf das eigene Leben, um es zu sortieren. Für eine Zukunft, die selbst gestaltet werden will. „Ausräumen. Aufräumen. Weg mit der Vergangenheit. Ein neues Leben, das wär's. Ich weiß nicht. So viele Dinge, zu viele, Gedanken, zu viele Andenken. Wer war ich? Worüber habe ich nachgedacht? So viele Leben, so viele Irrtümer...“.

Für ihr Werk hat die Autorin das Genre des Briefromans gewählt. Eine Erzählung in Form eines fingierten Briefes deutet schon an, dass die Handlung in einem Dialog entwickelt wird. Ein Dialog, der aus einer Entfernung geführt wird. Der Briefroman ist ein Genre, das im 17. Jahrhundert populär wurde. Goethe nutzte es, um mit seinen „Leiden des jungen Werther“ ein Stück zeitlose Literaturgeschichte zu schaffen. In Zeiten schnell ausgetauschter kurzer Mitteilungen via Email oder SMS scheint der Briefroman eine unzeitgemäße Form zu sein. Nejusch zeigt aber, dass er sich ideal dazu eignet, um über Vergangenheit und Gegenwart zu sprechen. In ihrem Roman schreibt sie einem anonym bleibenden Brieffreund, der ein nicht-jüdischer Deutscher ist. Ob er einer realen Person entspricht oder eine fiktive Konstruktion ist, bleibt offen und ist letztlich unwichtig. Wichtig scheint vielmehr zunächst zu sein, dass er, und gerade er, ihr Adressat ist. „... ohne einen anderen Menschen“, so Nejusch, „verfange ich mich im Gestrüpp der tausend parallelen Leben“. Ihm schildet Nejusch ihren Lebensweg: wie sie im Berlin der 1950er und 1960er aufwächst und in den 1970er und 1980er Jahren das Elternhaus verlässt, den Beruf als Lehrerin wählt und eine eigene Familie gründet. Berlin ist zu dieser Zeit die geteilte Nahtstelle des „kalten Krieges“ und

Zum Verhältnis von antisemitischen und philosemitischen Stereotypen



Irina DJASSEMY

Die Ablehnung antisemitischer Stereotypen gehört zum demokratischen Grundkonsens, die Problematisierung philosemitischer Stereotypen hingegen hat in den öffentlichen Diskurs noch kaum Eingang gefunden. Auch die wissenschaftliche Forschung widmete sich eher zögernd, wenngleich in den letzten Jahren intensiver, diesem Gegenstand. Historisch betrachtet ist das kein Zufall, stand doch nach 1945 die Notwendigkeit, die antisemitischen Vorurteile durch Gegenentwürfe zu entkräften im Vordergrund, während nun die problematischen Folgen auch der positiven Stereotypen stärker als damals zutage treten.¹ Für eine aktuelle Analyse philosemitischer Stereotypen bietet die kritische Theorie von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer auch in Bezug auf den Problemkreis Antisemitismus eine gute theoretische Basis.

Die wichtigste Erkenntnis aus der Anwendung dieser Theorie ist die Einsicht in die Funktion des Antisemitismus bei der Bewältigung gesellschaftlich produzierter psychologischer und ideologischer Deformationen. Laut Horkheimer und Adorno generiert der Zivilisationsprozess in der Moderne eine Sehnsucht nach Glück, Freiheit und materieller Sicherheit, die aufgrund der gesellschaftlichen Antagonismen nicht verwirklicht werden kann.² Soweit die Mitglieder der Majorität sich unter dem Konformitätsdruck die rationale Erkenntnis der Ursachen dieses Scheiterns versagen, tendieren sie zur Schuldzuschreibung an diskriminierte Minoritäten. Das antisemitische Stereotyp erfüllt aufgrund der traditionellen Gleichsetzung von Juden mit dem Antichrist einerseits und mit dem Finanzkapital andererseits in besonderer Weise den Zweck, als Projektionsfläche verzerrter Ängste und Wünsche zu dienen. Textuell, visuell und auditiv werden antisemitische Klischees geschaffen, in denen sich weniger die Eigenschaften der Diskriminierten spiegeln als vielmehr die Aggressionen, Neidgefühle und Allmachtswünsche, die Versagungen und Enttäuschungen der Vorurteilsvollen selbst. Dabei kommt es zu rassistischen Festlegungen, die eine Wahrnehmung der Juden als Individuen verhindern. Je stärker der autoritäre Charakter der Gesellschaftsordnung ausgeprägt ist, umso weniger ist der Einzelne zu spontaner Erfahrung fähig; die Fixierung auf ein auf die eigenen Deformationen gleichsam maßgeschneidertes Stereotyp mit automatisierten Reaktionen kommt dieser Erfahrungsunfähigkeit entgegen, indem sie von Selbstreflexion ebenso entlastet wie vom Aufbau einer Beziehung zum jeweils Anderen.³

Gerade die zentralen Mechanismen antisemitischer

Vorurteilsbildung, Projektivität und Entindividualisierung, werden durch die positiven Stereotypen unter umgekehrtem Vorzeichen übernommen. Auch das philosemitische Stereotyp instrumentalisiert sein Objekt für die eigenen Interessen und Bedürfnisse: Es dient außenpolitisch der Demonstration von Zugehörigkeit zur westlichen Welt, innenpolitisch der demokratischen Selbstdarstellung, religiös der Bekräftigung von Toleranz. All dies wäre freilich harmlos, wenn nicht das Stereotyp als solches die Gefahr implizierte, dass das positive Stereotyp jederzeit in ein negatives umschlagen kann. Genau darin besteht das Problem. Begründet ist es zum einen in den Inhalten der philosemitischen Klischees, die den antisemitischen häufig sehr nahe kommen: So droht die notorische mediale Darstellung der Juden als Repräsentanten des Großbürgertums alte Neidgefühle zu reproduzieren, der Opfermythos im Kontext der Shoah-Darstellungen kommt speziell deutschen Identifikationswünschen entgegen, während andererseits die Verherrlichung der israelischen Armee durch antiarabische Rechtsradikale mit einer aufgeklärten Islamkritik nichts mehr zu tun hat und die Einbindung der Juden in apokalyptische Phantasien in der Grauzone zwischen Philo- und Antisemitismus angesiedelt ist.⁴ Solche Idealbilder mobilisieren die gleichen autoritätsgebundenen Impulse, aus denen auch der Antisemitismus sich speist, insbesondere Verfolgungswahn, sadomasochistische Machtphantasien und ein Denken in starren Freund-Feind-Schemata. Selbst die unschuldigeren Projektionen, die Unterstellung angeborener intellektueller und musikalischer Fähigkeiten oder die Fiktion heiler Familienwelten bergen die Gefahr, Neid und damit unterschwellige antisemitische Ressentiments zu verstärken. Überdies verhindern gerade sie die Wahrnehmung der Juden als Individuen: das ‚Bescheidwissen‘ über die jüdische Kultur ersetzt dann eine realitätsgerechte Wahrnehmung wirklicher jüdischer Lebenswelten sowie vor allem eine von Respekt geprägte Einsicht in individuelle Konflikte und Befindlichkeiten.⁵ Obwohl die Darstellung der jüdischen Minorität über Positivklischees wohlwollend wirkt, indem sie bildungsbürgerliche Ideale zelebriert, übt sie einen bedrohlichen Druck auf ihre Objekte aus, deren widerspenstige Eigenschaften das funktionalisierte Bild stören könnten. Diese Form der Entindividualisierung ist mit der unmittelbar feindseligen Haltung des Antisemitismus insofern verwandt, als die Minoritätsangehörigen nicht mehr als Individuen anerkannt, sondern als Projektionsfläche zur Verarbeitung der eigenen Be-

vid. A Chronicle of Jewish and World History (Prag 1592). Ed. by Mordechai Breuer. Jerusalem 1983.

19 Glikl. Memoires. Ed. Turniansky, 238 note 529. Ein Vergleich der beiden jiddischen Texte findet sich unter Riemer, Nathanael: Some parallels of stories in Glikl's of Hameln "Zikhroynes". In: PaRDeS. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien e.V. (2008) Nr. 14, 125-148 (online: <http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2008/1917/>)

20 BS/F, 11a-27b, Vgl. Sohar I, 41a-45b; II, 244b-268b; Moshe Cordovero: Pardes Rimmonim. Jerusalem 1999, Tor 24, 395-404.

21 Das Wort „Zaddik“ ist gestrichen. Offenbar ist sich der Kopist der Handschrift über die Terminologie von Zaddik und Hassid im Unklaren.

22 BS/F, 13b. [Promythion] Gott prüft den Frommen mit Leiden, um seine Gottesliebe zu testen. [1.] Vorstellung des Protagonisten und Exposition: R. Johanan, ein außergewöhnlicher Gerechter, hat bis auf seinen zehnten Sohn alle seine Söhne verloren. [2.] Waschtag und Schilderung der Szene. [3.] Auftritt des unbeaufsichtigten Kleinkindes. [4.] Der Unfall: Der Junge fällt in das Wasser und die Leute stürzen herbei, um ihn zu retten. [5.] Der Vater unternimmt

einen Rettungsversuch. [6.] Nach dem erfolglosen Rettungsversuch wird der Vater von der Trauer überwältigt. [7.] Er überwindet die Trauer, bewährt sich in der Frömmigkeit und Gottesliebe. [8.] Er zeigt den Knochen anderen Gelehrten als Zeichen des Opfers und der Erinnerung. [9.] Erneute Bestätigung der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit des Vaters. [Epimythion] Gott prüft den Frommen mit Leiden, um seine Gottesliebe zu testen

23 Der Lobpreis des Gelehrten ist eine frühneuzeitliche Hinzufügung und bezieht sich eigentlich auf R. Elieser und R. Johanan ben Sakkai. (Vgl. u.a. bT Sukka 28a, bT Baba Batra 134a und öfter) Diese Stelle korrespondiert mit der oben zitierten Erklärung von Beer Perlhefter: „Dagegen finden und sehen wir bei Johanan ben Sakkai [sic! Johanan ben Nappaha], dass er ein großer Hassid war und ihm trotzdem alle seine Kinder während seines Lebens gestorben sind.“ BS/O, 67b (22b).

24 Vgl. u.a. Josef Karo: Shulhan arukh, Jore Dea, Hilkhhot Krija §340, Hilkhhot Avelut §341-403, hier besonders §374.

25 Ganzfried, Schelomo: Kizzur Schulchan Aruch (Hebr. und Dt.). Frankfurt am Main [o.J.], §215, 1114.

Kommission für die Entschädigung der Opfer von Enteignungen aufgrund der antisemitischen Gesetzgebung während der Okkupationszeit in Frankreich

Unabhängige Kommission

Die Kommission für die Entschädigung der Opfer von Enteignungen aufgrund der antisemitischen Gesetzgebung während der Okkupationszeit wurde auf Initiative des Premierministers Lionel Jospin am 10. September 1999 geschaffen. Sie wurde am 15. November 1999 offiziell eingesetzt. Ihre Aufgabe ist, die Opfer und ihre Familien über das Schicksal der ihnen entzogenen Vermögenswerte aufzuklären, zu suchen und für jeden Fall geeignete Rückgabe- oder Entschädigungsmaßnahmen vorzuschlagen. Die völlig unabhängige Kommission besteht teilweise aus Richtern. Die Kommission wird präsiert durch Herrn Gérard Gélineau-Larrivet, Kammerpräsidenten. H. C. am Kassationsgerichtshof [Cour de Cassation], und geleitet durch Herrn Jean Pierre Le Ridant.

Welche Enteignungen können entschädigt werden?

Alle materiellen und finanziellen Enteignungen, die aufgrund antisemitischer Gesetzgebungen im Zweiten Weltkrieg vorgekommen sind, fallen in die Zuständigkeit der Kommission. Die moralischen Schäden hingegen sind von der Entschädigung ausgenommen. Es kann sich somit um eine beschlagnahmte Wohnung, ein Handelsgeschäft, Kunstwerke oder Möbel, Bargeld oder Schmuck handeln, die während der Okkupation durch französische oder deutsche Behörden entzogen wurden. In solchen Fällen werden die Opfer durch den Staat

über die beim Premierminister eingerichtete Entschädigungsstelle entschädigt. Die Enteignungen können auch durch Bank- oder Finanzinstitute (Sperrkonten, nicht erstattete Bankguthaben, dem Staat anheim gefallene Lebensversicherungspolice usw.) begangen worden sein. In diesen Sonderfällen wird die Entschädigung auf dem Umweg über von den Banken gespeiste Fonds bei der zentralen staatlichen Kasse für die Hinterlegung und Verwaltung öffentlicher Gelder (CDC), verwaltet vom vereinheitlichten jüdischen Sozialfonds (FSJU) gewährleistet. Die gleiche Enteignung kann nicht mehrmals entschädigt werden. Nach Erhalt Ihres Antrags und Anlegen Ihrer Akte nimmt die Kommission Nachforschungen vor, um herauszufinden, ob für die enteigneten Vermögenswerte nicht schon eine Entschädigung durch Frankreich im Rahmen des Gesetzes über Kriegsschäden [loi sur les dommages de guerre] (1946), des Gesetzes zur Rückerstattung der Bankguthaben enteigneter Personen [loi sur le remboursement des prélèvements exercés sur les personnes spoliées] (1948) oder durch Deutschland im Rahmen des Bundesrückerstattungsgesetzes (1957) erfolgt ist. Schließlich muss darauf hingewiesen werden, dass die Anträge in Bezug auf Rückgabe oder Entschädigung von Kunstwerken sich auf solide Nachweise stützen müssen. Die CIVS bearbeitet davon nur sehr wenige. Bitte beachten: die Wiedergutmachungsmaßnahmen zu Gunsten von Waisen, deren Eltern Opfer antisemitischer Verfolgungen wurden und durch Deportation umge-

[1.] und er mit einem Knochen des zehnten Kindes andere zu trösten vermag [3.], muss er offensichtlich an diesem Erinnerungsmal bereits selbst Trost gefunden haben. Der Leser wird hier nicht mit dem Prozess der Trauerbewältigung, sondern bereits mit dem Ergebnis desselben konfrontiert: R. Johanan hat das traurige Ereignis verarbeitet und vermag anderen in der Trauerarbeit Hilfestellung zu geben. Damit wird er zum Vorbild. Sowohl Samuel Shulam, Herausgeber der Historiographie *Sefer Yuhasin* von Abraham ben Samuel Zacuto (1452- ca. 1515),¹⁷ als auch David Gans (1541-1631), Autor des „Zemah David“,¹⁸ rezipieren diese Erzählung ohne große Veränderungen. Weiterentwickelte Versionen dieser Geschichte befinden sich in den Erinnerungen der Glikl von Hameln¹⁹ und in der bereits oben angeführten Populärenzyklopädie „Beer Sheva“. Eingebettet ist die Erzählung in eine der ersten jiddischen Übersetzungen eines kabbalistischen Textes aus dem Buch Sohar, in welcher die sieben himmlischen Hallen der göttlichen Welt beschrieben werden.²⁰

„[Promythion] Und Gott nimmt nicht einen jeden [...] als Freund an, sondern er prüft ihn auf der Welt mit Züchtigungen oder mit Elend oder mit dem Leid des Kindersterbens – [1.] wie [dies] bei R. Jochanan [der Fall war]. Er war ein großer <Zaddik (Gerechter)²¹> Hassid (Frommer), dem alle neun Söhne starben und auf sein Alter nur ein kleines Knäblein von drei Jahren behielt. [2.] Und es trug sich zu, dass seine Leute ihr [Wäsche-]Zeug wuschen und das Kesselwasser über das Feuer stellten, um zu waschen – und es siedete und sprudelte über und über. Und es war eine Bank bei dem Kessel, auf die man die Wäsche legen wollte. [3.] Und sie setzten das Kind auf die Bank und machten sich über ihn keine Gedanken mehr. [4.] Und das Knäblein stand auf und wollte in den Kessel sehen, wie dies bei Kindern Gewohnheit ist. Und die Bank stand nicht gerade – und so kippt sie mit dem Knäblein und es fiel in das sprudelnde Kesselwasser und machte ein jämmerliches Geschrei. Und alle Leute erschrecken und liefen alle zugleich zum Kessel. [5.] Und als der Vater es geschwind herausziehen wollte, so blieb nur ein Finger von dem Knäblein an seiner Hand hängen, denn es war schon alles zerkoht. [6.] Und er schlug sich den Kopf gegen die Wand. [7.] Und er lief in das Lehrhaus und schrie seinen Gelehrtenschüler entgegen: ‚Betrauert meinen Leidensstern. Das ist nun das Knöchelchen meines zehnten Sohnes, den ich als Opfer vor Gott dargebracht habe!‘ [8.] Und hinfort hing er sich das Knöchelchen als ein Gedächtnis um seinen Hals. Und wenn ein fremder Gelehrter zu ihm kam, so zeigte ihm das Knöchelchen mit der Freude, als wollte er ihm sein Knäblein zeigen. [9. Anhang] Und er war dazu ein großer Hassid (Frommer) und ein Gelehrter in Gemara und Mishna und verstand auch das Thronwagenwerk und das Schöpfungswerk [Aspekte der Kabbala], konnte auch die Engel und Dämonen beschwören und war ein großer Kabbalist, verstand, was die Sterne im Himmel [für Ereignisse] andeuten, wie auch, was die Verwandlung der Blätter der Bäume bedeutet, und doch wurde ihm ein solches Leid zuteil! Und er nahm es von Gott an und blieb ein Hassid bis an sein Lebensende. [Epimythion] So prüft Gott einen jeden Zaddik und Gelehrten

zu bestimmten Zeiten, um zu sehen, ob er ein [wahrer] Freund ist...“²²

Auch in dieser Erzählung lernt der Leser einen Protagonisten kennen, der durch den Verlust seines Sohnes eine existentielle Krise erlebt und diese emotional artikuliert. Dadurch, dass die Erzähler darauf hinweisen, dass R. Johanan bereits neun Söhne verloren hat und es sich bei dem zehnten Sohn um ein Kleinkind handelt, verstärken sie die tragischen Aspekte des Ereignisses. Im Gegensatz zur Erzählung aus dem „Sefer Hassidim“ wird dem Publikum ein Gelehrter vorgestellt, der in seiner Trauerbewältigung die zulässige Grenze nicht überschreitet. Zwar schlägt er in seinem großen Leid den Kopf gegen die Wand und droht schier wahnsinnig zu werden [6., Schockzustand und Klimax], jedoch zeigt bereits sein Lauf in das Lehrhaus den Unterschied zum Protagonisten zur ersten Erzählung an: Dieser Vater akzeptiert die Katastrophe. Er zieht sich nicht in seine Einsamkeit zurück, sondern begibt sich in das Kollektiv seiner Lerngenossen und Schüler, welche er nicht nur zur Anteilnahme auffordert [7.], sondern sich ihnen zugleich als Vorbild empfiehlt. Denn statt mit dem göttlichen Ratschluss zu hadern, präsentiert er unaufgefordert die Zeichen seiner Gottesliebe und Opferbereitschaft [7.-8.] Im Lobpreis des Gelehrten [9.] weisen die Autoren erneut darauf hin, dass der Verlust von Kindern nicht in einen Tun-Ergehen-Zusammenhang eingeordnet und demnach nicht auf die Sünden der Eltern zurückgeführt werden kann.²³ Denn von diesem Schicksalsschlag kann auch der frömmste und bestens gebildete Mensch getroffen werden. Sowohl im Lobpreis als auch im Promythion und im Epimythion taucht wiederum das Motiv auf, dass dem Gerechten Leiden auferlegt werden, um ihn hinsichtlich seiner Gottesliebe und Treue zu prüfen.

Beide Erzählungen, die sich vom Mittelalter bis in die Frühe Neuzeit entwickelt haben, weisen eine emotionale Beziehung zwischen einem Elternteil und ihren verstorbenen Söhnen auf. In beiden Fällen handelt es sich um verzweifelte Väter, welche angesichts des unverständlichen Verlustes an ihre Grenzen geraten. Der erste Vater vermag die Endgültigkeit des Todes nicht zu akzeptieren, verschließt sich in seiner hoffnungslosen Einsamkeit und droht dadurch einen immensen Schaden zu erleiden. Hingegen tritt der zweite Vater, welcher diese Erfahrung zum zehnten Mal machen muss, die Flucht nach vorne an und begibt sich in seine Gesellschaft, von der er auf richtige Anteilnahme und Verständnis erwarten kann. Sein Weg macht ihn zum Vorbild für andere – in der einen Version, weil er andere zu trösten vermag, in der anderen, weil er sein Leid als Opfer begreift. Dem heutigen Menschen mag es schwerfallen, das unbegreifliche Leid über den Verlust eines geliebten Kindes als Prüfung und Zeichen der Gottesliebe zu verstehen. Dennoch kann die Tradition des Judentums angesichts solcher Schicksalsschläge eine Hilfestellung sein. Die Trauer, vor allem jene um

Zwei Erzählungen über verstorbene Söhne und trauernde Väter

 Nathanael RIEMER

Der Tod eines Kindes bedeutet für die Eltern eines der schlimmsten und schmerzhaftesten Ereignisse des Lebens. Waren mit dem Kind viele Hoffnungen verbunden, so sind diese mit einem Male unwiderruflich zerstört. Zugleich werden die verwaisten Eltern dazu gezwungen, sich mit der Katastrophe auseinanderzusetzen, die in ihrer Vorstellung nicht existieren durfte. Aufgrund seiner Endgültigkeit erscheint es zunächst unmöglich, den Verlust des Kindes zu akzeptieren. Die Folge kann eine Lebenskrise sein, in der die Frage nach dem Sinn des Lebens und der eigenen Identität neu beantwortet werden muss.¹

In der älteren Forschung wurde zumeist angenommen, dass bis ins 19. Jahrhundert hinein Eltern keine intensive emotionale Beziehung zu ihren Kindern aufbauten, da sie aufgrund der hohen Mortalitätsrate mit der Wahrscheinlichkeit des Kindstodes rechnen mussten. Diese Annahme ist bereits ansatzweise korrigiert worden.² Unsere Vorstellungen von den unterschiedlichen Formen der Trauerverarbeitung bei Frauen und Männern sind stark von den traditionellen Weiblichkeits- und Männlichkeitsidealen der Vergangenheit geprägt und spiegeln sich als sozialisiertes Verhalten in den heutigen Untersuchungen wider.³ In bezug auf Männer wurden und werden gemeinhin Selbstbeherrschung, Stärke und Rationalität als selbstverständlich betrachtet. Es könnte also angenommen werden, dass historische Quellen die emotionale Trauer um ein verstorbene Kind seitens des Vaters verschweigen oder zumindest unterdrücken.

Im Folgenden sollen zwei Erzählungen aus der jüdischen Literatur wiedergegeben und kurz analysiert werden. Beide Erzählungen entstammen in ihren wesentlichen Teilen dem Mittelalter, zeigen jedoch starke emotionale Bindungen zwischen einem Elternteil und dem verstorbenen Kind. In beiden Erzählungen sind es Väter, welche nach dem Verlust ihrer einzigen beziehungsweise letzten Söhne eine existentielle Krise erleben und ihren maßlosen Schmerz artikulieren. Während der erste Text aschkenasischer Provenienz ist, entstand der zweite Text im Wesentlichen im jüdisch-arabischen Kulturkreis. Diese uns aus hebräischen Werken bekannten Erzählungen wurden in der Frühen Neuzeit rezipiert und weiterentwickelt.

Die Trauer des verwaisten Vaters (Sefer Hassidim)

Die erste Erzählung findet sich im Sefer Hassidim (Buch der Frommen), das im Kreis der aschkenasischen Hassidim (12.-13. Jh.) entstand. Das von Gershom Scholem als „eines der bedeutendsten und denkwürdigsten Produkte der jüdischen Literatur“⁴ bezeichnete Werk ist ein Sammelbecken der vielfachen kulturellen Impulse jüdischer und nichtjüdischer Gesellschaften und spiegelt zugleich die Pogromerlebnisse der jüdischen Gemeinden in der Zeit der Kreuzzüge wider.⁵ Zumeist in unmittelbarem Bezug auf den Alltag ausgerichtet, gibt es Anleitungen, wie sich der Fromme schon präventiv Situationen entziehen kann, die ihn mit Versuchung und Sünde in Berührung bringen. Beschrieben wird unter anderem, wie man zu beten hat, die geeigneten Talmudlehrer und Lerngenossen findet und bestimmte Mizwot erfüllt. In gleicher Weise spielen jene Aspekte eine große Rolle, die das alltägliche Leben betreffen: Anhand anschaulicher Erzählungen werden Instruktionen gegeben, wie man die Notwendigkeit des Broterwerbs mit den Anforderungen des religiösen Lebens in Einklang bringt, wie man zu arbeiten und sich zu kleiden hat und sich zur christlichen Umwelt verhalten soll. Die vorliegende Erzählung setzt unmittelbar ein und schildert, wie ein Gelehrter, in Trauer über seinen verstorbenen Sohn, das Kind fortwährend ruft, bis ein Dämon in dessen Gestalt erscheint. Beendet wird der Text durch eine „Moral“ (Promythion). Im Anschluss folgen konkrete Anweisungen, wie der Mensch mit Dämonenerscheinungen umzugehen habe, welche jedoch für den Untersuchungsgegenstand nicht weiter relevant sind.⁶

„[1.] Eine Begebenheit geschah einem Gelehrten (Talmid hakham), der einen Sohn hatte, welcher ein großer Talmudschüler (Bahur) war und den der Vater in der Tora unterrichtete. Und der Sohn verstarb ohne selbst Söhne zu haben. [2.] Und der Vater rief mit betrübter Seele: 'Josef, mein Sohn, komm Lernen.' Und wenn er Essen hatte, rief er: 'Josef, mein Sohn, komm Essen.'“ [3.] Ein Mal stand der Vater früh morgens auf, um zu lernen und rief: „Josef, mein Sohn, komm lernen“, wie er ihn zu rufen pflegte als dieser noch am Leben war. So kam ein Dämon in der Gestalt seines Sohnes und stand ihm [plötzlich] gegenüber. [4.] Sofort begriff er,

Die Darstellung jüdischen Lebens in der deutschen Geschichte im Deutschen Historischen Museum in Berlin

 Andrea BRAIT

Das Deutsche Historische Museum in Berlin ist neben dem Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn eines der beiden großen Museumsprojekte der Ära Kohl. Das Museum war bereits zu Beginn der Kanzlerschaft Kohls in Angriff genommen worden und wurde 1987 zum 750-jährigen Jubiläum der Stadt Berlin institutionell begründet. Der Fall der Mauer und die Deutsche Wiedervereinigung führten dazu, dass die Institution statt in einen Neubau in das alte Zeughaus, das älteste Gebäude in der Berliner Prachtstrasse Unter den Linden, einzog und das dort angesiedelte ostdeutsche Museum für Deutsche Geschichte samt seinen Objekten und Mitarbeitern übernahm. Dies brachte erhebliche Verzögerungen in Bezug auf eine Dauerausstellung mit sich. Nach einer Grundsanierung des Gebäudes und einer langen Planungs- und Umsetzungsphase erfolgte im Juni 2006 die Eröffnung der ständigen Ausstellung „Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen“. Die Ausstellung, die auf 4000m² Ausstellungsfläche rund 8000 Exponate zeigt, ist als chronologisch angelegte Abfolge von Epochenräumen gestaltet. Von diesem Hauptweg aus zweigen sogenannte ‚Vertiefungsräume‘ ab, wo auf Einzelaspekte genauer eingegangen wird.¹ Verschiedene Themen werden im Verlauf der Ausstellung immer wieder aufgegriffen und in Bezug zu anderen Entwicklungen gesetzt, so auch der Aspekt des jüdischen Lebens in Deutschland.

Das DHM zeigt damit, dass jüdische Geschichte in Deutschland mehr ist, als die Geschichte der Verfolgung und Ermordung im 20. Jahrhundert. In der Ausstellung wird sowohl auf die Entstehung und Entwicklung jüdischer Gemeinden hingewiesen, als auch auf frühe Formen der Verfolgung und Hetze gegen Personen jüdischen Glaubens. Dies erfolgt zum einen über zahlreiche Texte als auch über einzigartige Objekte, die beschrieben sind und so in einen historischen Kontext gesetzt werden. Bereits im ersten Ausstellungsabschnitt „Frühe Kulturen und Mittelalter“ finden sich mehrere Hinweise auf jüdische Geschichte im deutschen Raum. So zeugt beispielsweise ein Grabstein vom Friedhof der jüdischen Gemeinde Spandau bei Berlin vom Pogrom von 1349. Sehr anschaulich wird auf die Stellung der jüdischen Bevölkerung in der mittelalterlichen Gesellschaft eingegangen. Ein judenfeindliches Pamphlet vom Ende des 15. Jahrhunderts als Beleg für die verstärkt propagandistisch ausgeschlachtete Judenfeindschaft im Spätmittelalter verunglimpft

Juden als Wucherer. Ein *bischöflicher Pfennig mit dem Namen des jüdischen Münzmeisters Jechiel* verweist andererseits auf den Einfluss, den Juden als Münzmeister auf die Finanzverwaltung der Territorien haben konnten.

Im Verlauf der Ausstellung lässt sich neben der Entwicklung des Judentums selbst jene der rechtlichen und gesellschaftlichen Stellung der jüdischen Bevölkerung nachvollziehen: So wird auf die sogenannten Hofjuden eingegangen, eine reiche jüdische Minderheit, die besonders ab dem Dreißigjährigen Krieg zu seinem wichtigen Wirtschaftsfaktor an den europäischen Fürstenhöfen wurden. Ihr wohl bekanntester Vertreter, Joseph Süß Oppenheimer, ist auf einem mit Schmähversen versehenen Schabkunst-Portrait dargestellt.² In der Ausstellungssequenz zu den „Landesreformen in Preußen“ wird auch auf das 1750 von Friedrich II. erlassene *General-Juden-Reglement* eingegangen. Das *Privileg für den Schutzjuden Abraham Meyer Jacob und seinen ersten Sohn* verweist auf die etwa 200 privilegierten Schutzjuden-Familien, die es in Preußen gab. In Österreich verbesserte sich die Lage der jüdischen Bevölkerung unter Joseph II. Eine *Medaille auf die Religionsfreiheit von Protestanten und Juden* aus dem Jahr 1782 erinnert an die Verfügung vom 2. Januar 1782, derzufolge das 1781 erlassene *Toleranzpatent* nun auch für Juden galt. 1812 erhielten Juden durch das Emanzipationsedikt in Preußen das Bürgerrecht, unter der Voraussetzung, dass sie einen Familiennamen annahmen und die deutsche Sprache gebrauchten. Im DHM ist dazu unter anderem die *Staatsbürgerschaftsurkunde für Benjamin Isaacsohn aus Christburg* ausgestellt.

In der Ausstellungssequenz „Europäische Aufklärung“ wird auch der jüdische Aufklärer Moses Mendelssohn mit einer Büste und zahlreichen Publikationen vorgestellt. In diesem Ausstellungsbereich befindet sich auch das Werk *Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden* von Christian Wilhelm von Dohm, der ein politisches Programm der rechtlichen Gleichstellung und der gesellschaftlichen Integration der Juden entwickelte und damit eine europäische Diskussion über die Emanzipation der Juden eröffnete. Im 19. Jahrhundert gelang es schließlich jüdischen Einzelpersonen, gesellschaftlich aufzusteigen. Als Beispiel für eine bemerkenswerte Biographie ist der Gründer der ‚Deutschen

Auf den Spuren eines „Gerechten“ Das Oskar Schindler-Museum in Krakau.

 Manfred LEMM

Seit März besitzt die an Sehenswürdigkeiten reiche Stadt Krakau ein weiteres Museum. Es ist Oskar Schindler (1908-1974) zugedacht, dem deutschen Fabrikanten, der etwa 1.200 Juden zur Mitarbeit verpflichtet und somit vor dem sicheren Tod gerettet hat. Für die Cineasten Protagonist in Steven Spielbergs Meisterwerk „Schindlers Liste“, für die Deutschen eines der viel zu raren Beispiele menschlicher Barmherzigkeit im Naziterror und für die Juden ein Gerechter, erhielt Oskar Schindler mit diesem Museum nun auch für die Polen den Nimbus eines Helden.

Es sollte Frühling sein in der alten polnischen Königsstadt Krakau, doch der Winter hat die Metropole Kleinpolens noch fest im Griff. Es ist Mitte März und der Rynek, Europas grösster zusammenhängender Renaissance-Marktplatz mit seinen Tuchhallen bereitet sich auf die kommende Saison vor. Nur noch vereinzelt trotzten graue Häuser den erstklassigen polnischen Restauratoren. Immerhin gilt dieser Platz als Prunkstück und Kleinod italienischer Baukunst im Norden.

Kazimierz, die Judenstadt

Die ersten Touristen sind schon eingetroffen. Pferdewagen und Elektromobile warten auf ihre Gäste. Auf dem Weg zum Stadtteil Podgórze weht mir noch ein kräftiges Schneegestöber ins Gesicht, der Fussmarsch wird ungemütlich. Hier in Krakau frieren die Menschen, während in Deutschland ungewöhnlich warme Temperaturen herrschen. Ich denke an den 3. März 1941, als alle Juden im Großraum Krakau auf Geheiß des Reichsleiters der NSDAP des *Generalgouvernements* Hans Frank den jüdischen Stadtteil Kazimierz verlassen und in das von den Nazis errichtete Ghetto umziehen mussten. Zu diesem Zweck trieben die Nazi-Okkupanten die polnischen Bewohner aus deren Wohnungen und pferchten die jüdischen Menschen hinein. Ihre Vernichtung war bereits programmiert. Die Deportationen in das Vernichtungslager Belzec liefen bereits im Mai, Juni

und Oktober 1942 an. Nun stehe ich auf dem ehemaligen Sammelplatz (Plac Zgody), heute *Platz der Helden des Ghettos* benannt. Von hier aus wurde der Abtransport geregelt. Auf diesem Platz und in den umliegenden Strassen ermordete am 13. und 14. März 1943 Amon Göth mit seinen Nazi-Schergen in aller Öffentlichkeit mehr als 2.000 Menschen: Die Stadt Krakau sollte *judenfrei* sein.

Letzte Zuflucht

Die Apotheke *Pod Orlem* (*Unter dem Adler*) war für viele Juden die letzte Zuflucht. Tadeusz Pankiewicz, Besitzer der Apotheke, versuchte eine angeschos-

sene Jüdin zu retten. Seine Hilfe war grossmütig, doch erfolglos. Dennoch gab er unzähligen Menschen Hoffnung und Zuversicht. Der Krakauer Dichter Mordechaj Gebirtig hielt sich oft in dieser Apotheke auf. Im Seminar *Erinnern für die Zukunft* mit Jugendlichen aus Polen, Deutschland, der Ukraine, der Slowakei, Tschechien und Israel lernen die jungen Menschen seine Lieder zu singen und mit den Liedern die versinkende

Sprache Jiddisch in der Melodik des kaum noch in Polen existenten Judentums kennen. *Hungerik dajn kezele*, ein Gebirtig-Lied, das die Jugendlichen im Workshop einstudieren, beklemmt noch heute nicht nur die Kinderherzen. Gebirtig wurde am 4. Juni 1942 gemeinsam mit dem Maler Abraham Neumann auf offener Strasse erschossen. Die Apotheke *Unter dem Adler* ist heute ein Museum. Ich frage den Portier nach dem Weg zu Oskar Schindlers Emaillefabrik. „Laufen Sie einfach gerade über den *Platz der Helden des Ghettos*, nach 700 Meter finden Sie das neue Schindler-Museum“, bekomme ich zur Antwort.

Ambiente wie einst

An überdimensionalen, leeren Stühlen, die auf dem Platz installiert sind und an das Massaker von 1943 erinnern sollen, führt mich der Weg in den Stadtteil Zablocie. Denselben Weg waren von 1941 bis Ende 1944 mehr als 1.000 Juden gegangen, die für Schindler in seiner Fabrik arbeiteten. Sie kamen



Unter den Fittichen des roten Aaren Die Tiroler Landes – und Polizeiordnung von 1573 und ihre Auswirkung auf Juden



Gerald GNEIST

Das sogenannte Heilige Land Tirol erlangte schon im Hochmittelalter durch den Handel zwischen den oberdeutschen Städten und Venedig große Bedeutung. Bereits unter dem Landesherrn Meinhard II. (1238-1295) hatte sich dort die Umstellung von der Naturalleistung zur Geldwirtschaft vollzogen. Der Wohlstand des Landes sowie Friede und Sicherheit lockten fremde Kaufleute vermehrt an und ließen den Brenner noch mehr zur bevorzugten Handelsroute über den Alpenhauptkamm werden. Gleichzeitig etablierten sich Leihbanken, die im Auftrag des Landesfürsten meist von Florentinern und Juden betrieben wurden. Letztere waren auch nach dem Ende des Mittelalters einer permanent judenfeindlichen Gesinnung ausgesetzt, gelangten sie doch mitunter durch Handel und Geldverleih, der den Christen verboten war,¹ zu wirtschaftlicher Bedeutung. Eine derartige Sonderrolle trug zur Vertiefung der gesellschaftlichen Gegensätze nicht unerheblich bei. Neben der diskriminierenden rechtlichen Stellung² der Juden im Reich war auch ihre soziale Isolierung signifikant. Sie wurde durch gezielte obrigkeitliche Verordnungen verursacht, worin etwa das Tragen des Judensterns genau geregelt wurde.³ Mitverantwortlich für eine derartige Politik in Tirol war auch Erzherzog Ferdinand II. (1529-1595). Er versuchte, die damals aus seiner Sicht anstehenden Unzulänglichkeiten in Justizwesen, Polizei, Finanzwesen, Schule und Kirche zu beseitigen.

Ferdinands Bedeutung läßt sich zwar in Hinblick auf die inneren Verhältnisse der gefürsteten Grafschaft Tirol nicht mit jener seiner prominenten Vorgänger messen, dennoch hat sein Wirken in der reformierten Landes- und Polizeiordnung von 1573 sowie in der Schulordnung deutlichen Niederschlag gefunden.⁴

Auf dem Tiroler Landtag⁵ von 1573 wurde den Ständen zunächst durch Ferdinand angekündigt, daß die Landesordnung nun druckfertig sei. Der Erzherzog hatte es aber für unnötig gehalten, dem Landtag diese Ordnung zur weiteren Beratung vorzulegen, da sie, wie er meinte, eigentlich ohnehin Sache des Landesfürsten sei. Die zeitgemässen Neuerungen gingen also bereits von den fürstlichen Kabinetten aus, während die Stände weitgehend als Verteidiger des Althergebrachten dargestellt erscheinen. Schließlich war Ferdinand auf untertänigstes Bitten des kleinen Ausschusses dann dennoch bereit, ei-

ner eigens verordneten Ständedeputation die Landesordnung zur Durchsicht zuzustellen. Der Landtag wählte alsbald Deputierte, die gemeinsam mit den erzherzoglichen Abgeordneten die Probleme des öffentlichen Lebens berieten. Anschließend wurden dem Landesfürsten Ratschläge unterbreitet, der dann darüber entschied. Eine umfassende Überarbeitung und Neuauflage der Landesordnung war deshalb notwendig geworden, weil die alte von 1532 der inzwischen eingetretenen Entwicklung in Tirol nicht mehr gerecht wurde und viele darin enthaltene Artikel einer näheren Erläuterung bedurften. Schon seit längerem waren Bitten der Stände um eine Reformierung an den Landesherrn hergetragen worden. Der Fürst wurde ersucht:

„...solche landtsordnung, iren hergebrachten rechten, Freyhaiten, gueten alten Breuchen vnnd Gewonhaiten, gleich vnnd gemäß (zu) reformirn, enndern, corrigirn, meren vnnd bessern, vnnd in sonderhait die vnlaubern Artikel zu declariern vnnd zu erleutern vnnd die beschwärlichen gnedigist aufzuheben vnnd abzuthuen, vnnd also die Landtsordnung in ain guete beständige form bringen vnnd stellen.“

Bei inhaltlicher Betrachtung des ersten Buches ist zu ersehen, wie umfassend die Landesordnung⁶ von 1573 das Leben der Bevölkerung ordnete. Dieses erste Buch z.B. hat zehn Titel, „vnnd sagt von den Vnderthanen/ Burgern/ Gerichtsleuten/ Angesehenen vnnd ledigen, auch Diennstknecht vnnd Püergckwerchs verwonten (Angehörigen) Pflicht, Ayd, Frey oder Wappenbrief haben.“ Jener längst verflissenen Zeit fehlte der Humor nicht. In einem Exemplar etwa lautet im dritten Buch der Titel XLII: „Was der Mann thuen soll, dem sein Haußfraw mit Tod abgangen ist.“ Ein Zeitgenosse hatte darunter handschriftlich vermerkt: „Eine Jungfrau heirathen, wan eine zu bekhomen“. Die mit angefügtem Register 147 Blatt umfassende Landesordnung trug am Ende eine mit Prägestempel aufgedruckte Unterschrift des Erzherzogs, ferner die eigenhändige Signatur des Kanzlers sowie anderer Räte: Greusing; Holtzapffel, Ernstinger. Die anbei gebundene Polizeiordnung war ebenso unterzeichnet (XXIX Blatt). Darin sind besonders hohe Strafen gegen gotteslästerliches Fluchen vermerkt. Auch die Vaganten⁷ werden darin hart angefaßt.

Kulturgeschichtlich äußerst interessant ist ein Artikel



Ilse GERHARDT

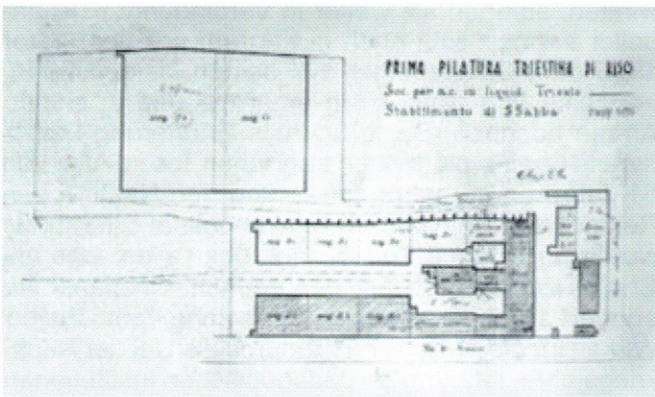
Mitten im Triestiner Stadtgebiet, an der Via del Carpineto, liegt ein ehemaliges Fabriksgelände. Es ist mit hohen Mauern abgeschirmt, denn bei der „Risiera di San Sabba“ handelt es sich nicht um ein Industriedenkmal, sondern um ein Denkmal der industriellen Menschenvernichtung.



Aktueller Eingang zum Gelände der Risiera. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

Die mehrstöckigen Fabriksgelände, 1913 als Reismühle gebaut, blieben seit 1929 ungenutzt, um im September 1943 als Kriegsgefange-

nenlager und ab Oktober desselben Jahres als „Polizehaftlager“ zu dienen. Etwa 25.000 Häftlinge wurden hier angehalten. Die einen um in den Osten deportiert, die anderen um gequält und getötet zu werden und im einzigen Verbrennungsofen Italiens in Rauch aufzugehen. „Deutsche und österreichische Triest-Besucher finden fast nie in die Risiera“, stellt unser Führer, Pietro Scagnol, fest. Unsere Gruppe der *Österreichisch-Israelischen Gesellschaft Kärnten* kannte den Namen dieser ehemaligen Reisverarbeitungsfabrik, allerdings war von den 40 Kärntnern noch kein einziger zuvor an dieser Stätte des Grauens gewesen. Sie ist bei uns kaum bekannt, wiewohl Italiener, Istrianer und Franzosen sie eifrig frequentieren.



Plan zur Errichtung der Risiera, 1913. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

Globocniks Opfer

Die Region Friuli Venezia-Giulia wurde während

der NS-Okkupation Italiens als *Litorale Adriatico/ Operationszone Adriatisches Küstenland* direkt durch den NS-Staat verwaltet. Dieses Verwaltungsgebiet umfasste damals die Provinzen Udine, Triest, Görz, Pula, Rijeka und Lubiana. Zum Gouverneur ernannte Hitler den Kärntner Gauleiter Friedrich Rainer, der seine Arbeit am 1. Oktober 1943 aufnahm.



Triest 1944, in der Bildmitte der Kärntner Gauleiter Friedrich Rainer, links der SS-Gruppenführer Odilo Lotario Globocnik, rechts der Kommandeur der Wehrmacht des *Litorale Adriatico/ Operationszone Adriatisches Küstenland*, General Ludwig Kübler. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung Volker Jeschkeit.

Die *Risiera* ist untrennbar mit dem in Triest geborenen Kärntner Odilo Globocnik verbunden. Dieser hatte sich erst innerhalb der *Aktion Reinhard* (2 Millionen Tote) und 1943 durch das Massaker von Lublin (43.000 Tote) einen Namen in Nazi-Deutschland gemacht. Globocniks Abberufung in die *Operationszone Adriatisches Küstenland* sollte neuerlich Tausende ihr Leben kosten. 5.000 starben hier, 20.000 wurden verschickt, um in der Fremde zu sterben. Die *Operationszone Adriatisches Küstenland* reichte von Triest bis nach Dalmatien und war direkt der Führerkanzlei unterstellt. Triest, der ehemalige Hafen der Monarchie, eignete sich hervorragend als Schaltstelle des *Adriatischen Küstenlandes*. Die stark eingeschüchterte - und dadurch kooperationswillige - Bevölkerung war der deutschen Sprache mächtig, Widerstand und Denunziation gehörten zum Alltag. Hier trafen italienische und jugoslawische Partisanen zusammen, hier fanden die Nazis eine grosse jüdische Gemeinde vor. Odilo Globocnik, der *Höhere SS- und Polizeiführer* von Triest, nutzte die *Risiera* sofort als Haftanstalt für Geiseln, Partisanen und politische Gefangene, aber auch als Sammellager für Juden vor ihrer Deportation in die Vernichtungslager. Die Häftlinge wurden bei Verhören gefoltert, erschossen, erschlagen oder im Gaswagen vergiftet. Zur Verbrennung ihrer Leichen wurde im März 1944 der frühere Trockenofen der

Nachlese zu einem Symposium über Zwi Perez Chajes

 Evelyn ADUNKA

Am 19. und 20. Dezember 2007 fand im Gemeindezentrum der Israelitischen Kultusgemeinde Wien das Symposium *Das Vermächtnis von Zwi Perez Chajes* anlässlich des 80. Todestages des Wiener Oberrabbiners statt. Von der Autorin initiiert und inhaltlich konzipiert, wurde es von Daniel Brandel und Agnes Buchegger von der ZPC-Schule organisatorisch vorbereitet und vom Schuldirektor, Hans Hoffer, moderiert. Unterstützt wurde die Veranstaltung von der IKG Wien, der Stadt Wien und dem Bundesministerium für Unterricht und Kunst. Im Rahmen eines Vorprogramms zeigte Hannah Landsmann im Schaudapot des Jüdischen Museums Wien hauseigene Objekte, die im Zusammenhang mit Zwi Perez Chajes stehen neben persönlichen Erinnerungsstücken und zwei Gemälden auch eine von Karl Duldig geschaffene Büste von Chajes. Sie war von dessen Tochter Eva de Jong-Duldig gestiftet worden und steht heute etwas versteckt in einer Ecke des Schaudepots.

Am Eröffnungsabend präzierte Daniel Brandel das Ziel der Tagung, an das Wirken, das Vermächtnis und die Aktualität von Zwi Perez Chajes für die Wiener Juden zu erinnern. Danach sprach Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg, der aus seinem Büro auch ein Porträt von Zwi Perez Chajes zur Verfügung stellte. Er erinnerte sich daran, dass Chajes für seinen Vater, Oberrabbiner Akiba Eisenberg, ein großes Vorbild sowohl als Rabbiner als auch als Zionist gewesen war; beiden war gemeinsam, dass sie ihre Probleme mit dem nicht immer so zionistischen Kultusvorstand hatten. Laut Eisenberg war Chajes eine vielseitig begabte Persönlichkeit, die alles gut gemacht habe:

“Er war Wissenschaftler, Rabbiner, Politiker, er hatte eine soziale Ader, er war voll Liebe für die Jugend, und er wusste die allgemeine und die jüdische Bildung in seinem Wirken und in seinem Leben zu verbinden.”

Der frühere israelische Militärrabbiner und Oberrabbiner von Zürich, Mordechai Piron, ein gebürtiger Wiener, versuchte in seiner Festansprache am Eröffnungsabend wortgewaltig dem Publikum Chajes als Persönlichkeit nahe zu bringen und fragte:

“Wer war dieser Mann, der das Judentum in Wien elektrisiert hat, Freunde und Feinde? Zu seinen Vorträgen drängten sich die Massen. Er war in seinem Benehmen äußerst bescheiden. In seiner Persönlichkeit aber war etwas Bezauberndes, Mystisches, aber er war auch offen für alle, die seiner Hilfe bedurften. Er sah sich als Repräsentant des Weltjudentums; er sprach immer im Namen des ganzen jüdischen Volkes. Er ging nach Wien und sagte, dass hier die wichtigsten Entscheidungen für das Weltjudentum fallen werden. Chajes war von einer ungeheuren Dialektik beseelt; es gab zwei Seelen in seinem Körper. Nur eine Persönlichkeit wie Chajes konnte diese Dialektik tiefster Art in eine

Harmonie wunderschönster Art verbinden. Chajes war einerseits streng orthodox, andererseits ein moderner Rabbiner. Er war tolerant allen anderen gegenüber. Er war ein Visionär, er träumte von den Erfüllungen der Prophezeiungen der Propheten, andererseits war er aber ein ganz klarer Realist. Als Zionist war er davon überzeugt, dass die Befreiung des jüdischen Volkes die Befreiung der ganzen Menschheit bedeutete. Wir in Israel, sagte er, werden einen Staat aufbauen, der eine Leuchte für die ganze Welt sein wird. Das konnte natürlich nicht in Erfüllung gehen. Wir sind schon 130 Jahre in Palästina beziehungsweise Israel und es gab keinen einzigen Tag ohne einen Kampf.”

Tullia Catalan, Professorin für jüdische Zeitgeschichte an der Universität Triest, sprach über die Amtszeit von Chajes als Oberrabbiner von Triest (1912-1918). Chajes war aus Florenz, wo er am Collegio Rabbinico Italiano gelehrt hatte, gekommen. Catalan zitierte Chajes' Lieblingsschüler Umberto Cassuto:

“He still was very young when he arrived among us. We were his pupils, but we were just a few years younger than him. We were amazed at his doctrinal superiority over us, in spite of such a little age difference [...] But we didn't appreciate him just as our master. We loved him immensely, especially for his qualities as a man and for his being so good natured with us”.

Während seiner Zeit in Triest und in Florenz wurde Chajes von italienischen Rabbinern, die aus der Schule des Rabbinerseminars von Livorno kamen, wegen seines Zionismus und seiner wissenschaftlichen Lehrmethoden scharf kritisiert. Die jüdische Gemeinde von Triest war zur Zeit von Chajes sehr assimiliert, viele Mischehen wurden geschlossen. Die jüdische Gemeinde hatte sich in einen italienisch-irredentistischen und in einen zionistischen, deutschen Flügel, der sich nach Österreich orientierte, gespalten. Im großen, 1912 eingeweihten Tempel, der heute noch existiert, wurde der deutsche Ritus eingeführt.

Die italienische Gruppe wurde von Rabbiner Israel Zoller angeführt; er stammte aus Brody und war seit 1911 Rabbiner in Triest. In späteren Jahren wurde er die umstrittenste Persönlichkeit des italienischen Judentums: Erst war er ein Anhänger des Faschismus, 1945 ließ er sich in Rom taufen. In seiner Autobiographie bekennt Zoller, dass er mit jeder Faser seines Herzens an Italien hänge; über seine Beziehung zu Chajes schreibt er:

“Einer von uns beiden hätte durchaus ausgereicht, aber zu zweit waren wir einer zu viel. Und da jeder von uns ziemlich ehrgeizig war, gestalteten sich unsere Beziehungen von kühl bis gespannt, aber nie freundlich.”

Univ. Prof. Dr. Ewald Nowotny, Gouverneur der Oesterreichischen Nationalbank im Gespräch hinsichtlich der aktuellen wirtschaftlichen Lage

DAVID: Herr Gouverneur, ist die Talsohle der Wirtschafts- und Finanzkrise bereits erreicht? Wann wird es wieder bergauf gehen?

Nowotny: Die nächste Prognose erscheint im Juni – aber die bisherigen Konjunkturprognosen werden wir für 2009 insgesamt nach unten revidieren müssen, weil der österreichische Export stärker eingebrochen ist, als erwartet. Wir sehen aber Anzeichen, dass das untere Ende erreicht ist, es gibt einige „grüne Sprossen“. In Deutschland haben die Auftragseingänge erstmals wieder zugenommen und es gibt eine Entspannung auf den Finanz- und Kapitalmärkten. Aber leider können wir auch nach der Abschwungphase nur mit niedrigen Wachstumsraten rechnen, sodass die Arbeitslosigkeit vorerst weiterhin ansteigen wird.

DAVID: Die EZB sowie weitere Notenbanken haben große Geldsummen in den Markt gepumpt um die Wirtschaft anzukurbeln. Nun gibt es, wie Sie auch selber erwähnen, Anzeichen für eine Abschwächung des wirtschaftlichen Abschwungs. Wie früh müssen die Zentralbanken beginnen, die stark ausgedehnte Geldmenge wieder zu verringern und die Zinspolitik restriktiver zu gestalten?

Nowotny: Die Tendargeschäfte der EZB sind durch unterschiedliche Fristigkeiten gekennzeichnet. Die Laufzeit reicht von einer Woche bis zu 12 Monaten. Laufen diese Geschäfte aus, wird die Liquidität quasi automatisch zurückgeführt. Sollte das aber nicht reichen oder nicht schnell genug wirken, haben wir weitere Instrumente der Liquiditätsabschöpfung. Wir können beispielsweise selbst Anleihen begeben und das mit dem Verkauf eingenommene Geld so vom Markt nehmen. Unsere Möglichkeiten gehen weit über die Änderung des Leitzinses hinaus.

DAVID: Ist Österreichs Ausrichtung generell zu einseitig auf Osteuropa gewesen? Sind die profitablen Zeiten nun vorbei?

Nowotny: Die guten Zeiten sind für alle und die gesamte Weltwirtschaft vorerst vorbei. Für Österreich war es sicher richtig, die großen Chancen in Osteuropa zu nutzen. Die österreichischen Banken haben dort für beide Seiten gutes geleistet. Sie haben die wirtschaftliche Entwicklung in Osteuropa gefördert und gutes Geld verdient. Gleichwohl ziehen die österreichischen Banken Lehren aus der Krise und werden ihr Geschäftsmodell verändern. Zum Beispiel wird die starke Rolle von Fremdwährungskrediten wie beispielsweise Euro-Kredite in Ländern wie Ungarn tendenziell abnehmen.

DAVID: Welche Änderungen im Geschäftsmodell der Banken müssen außerdem folgen?

Nowotny: Die Dynamik wird abnehmen. Die österreichischen Banken werden sicher in Osteuropa engagiert bleiben und eine wichtige Rolle spielen. Aber Wachstumsraten von 40 bis

60 Prozent im Jahr wird es nicht mehr geben. Nicht zuletzt, weil diese Märkte reifer geworden sind.

DAVID: Sind die österreichischen Banken im CESEE-Raum nicht doch zu spekulativ gewesen?

Nowotny: Die hervorragende Wettbewerbsposition Österreichs in europäischen Wachstumsmärkten, insbesondere in Zentral-, Mittel- und Osteuropa, wurde durch heimische Unternehmen wohlüberlegt vorbereitet und langfristig aufgebaut. Sie wurde nicht durch kurzfristige Spekulation, sondern vielmehr auf Basis tiefgehender Marktkenntnis erreicht. Österreichs Banken stehen daher konsequenterweise auch weiterhin zu ihrem Engagement in diesen Märkten. Dieses Verhalten ist durchwegs rational und zu begrüßen, weil das vergleichsweise große Entwicklungspotenzial dieser Region auch künftig für eine dynamische ökonomische Entwicklung sorgen wird.

DAVID: Was halten Sie von der derzeitigen Diskussion eines beschleunigten Beitritts einiger osteuropäischer Länder in die Eurozone?

Nowotny: Dafür gibt es feste Kriterien. Wer die erfüllt – wie zuletzt Slowenien und die Slowakei – ist herzlich willkommen. Aber ich bin strikt dagegen, die Spielregeln zu verändern.



Hans Gamliel wurde am 25. Dezember 1940 in Subotica, nahe der serbisch-ungarischen Grenze in der Vojvodina geboren. Seine Mutter Dorothea (1918 - 1983) stammte väterlicherseits aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie. 1938 war sie vor den Nationalsozialisten mit Eltern, Geschwister und weiteren Verwandten aus Wien nach Serbien geflüchtet. Dort lebten sie auseinander gerissen bei verschiedenen serbischen Familien versteckt im Untergrund. Ein Grossteil der Familienangehörigen wurde jedoch aufgestöbert, deportiert und in Vernichtungslagern des Dritten Reiches ermordet. 1945 kehrte Dorothea Gamliel mit Sohn Hans und der um zwei Jahre jüngeren Tochter Erika, dabei vielerlei Hindernisse überwindend, über Umwege nach Wien zurück. Im Obdachlosenheim der Israelitischen Kultusgemeinde im 2. Bezirk fanden sie für die nächsten Jahre ein Zimmer. Ab Anfang der 1960er Jahre, arbeitete Hans aufgrund besserer Berufschancen im Gastgewerbe häufig in der Schweiz, wohin er 1984 nach Grub im Kanton Appenzell Ausserrhoden zu seiner Frau übersiedelt ist und noch heute dort lebt. Im Gedenken an seine leidgeprüfte Mutter und seinen ermordeten Vorfahren schrieb Hans Gamliel in den letzten zehn Jahren seine Familiengeschichte und Kindheitserinnerungen auf. Dabei erzählt er die Geschichte in der dritten Person. Ein Jahr seiner Kindheit 1948/49 verbrachte er auf Vermittlung der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde bei einer jüdischen Familie in der Stadt Basel.

Der KKL wünscht allen seinen Spendern und Freunden eine schöne Urlaubszeit.



**PFLANZT BÄUME
IM HEILIGEN LAND!**

KKL macht Israel grün.

KEREN KAYEMETH LEISRAEL
1010 Wien Opernring 4/II/7
T.: 513 86 11, Fax: 513 86 119
e-mail: kkl@chello.at



**MECHANIK - ELEKTRIK
SPENGLEREI
WERNER GRÖGOR**
Ges.m.b.H.



Bei Havarie im Raum Wien
eigener Abschleppdienst
und Leihwagen nach Absprache

ROSINA KOHN

1170 Wien, Weissgasse 42
Tel. 486 34 33, Fax DW 22
e-Mail: groegor@nusurf.at
Mo.-Do. 7.30 - 12, 13 - 17 Uhr, Fr. 8 - 12 Uhr



**DAS ÖSTERREICHISCHE
SCHWARZE KREUZ
KRIEGSGRÄBERFÜRSORGE**

**wünscht allen Lesern des DAVID
eine erholsame Urlaubszeit.**



Gerhard Kubik

Bezirksvorsteher des
2. Bezirkes wünscht

allen jüdischen
Bürgern einen
schönen Sommer!

Für das Präsidium:

RA Dr. Heinrich SCHÖLL

Präsident

Dr. Heinz DERFLER

Vizepräsident

W. Hofrat Mag. Josef SCHANTL

Generalsekretär

W. HOFRAT i.R. Mag. Dr. Helmuth KREUZWIRTH

Präsidiumsmitglied

er dem Schaffner nicht aufgefallen war, nahm Hans sich vor, wenn er das nächste Mal zur Ausspeisung fahren musste, die zwei Stationen abermals schwarz zu fahren. Es klappte beim nächsten Mal ausgezeichnet und auch beim übernächsten Mal, und das freute ihn. Hans fragte sich, wie sich ein Schaffner all die Streckenausweiskarten, die ihm oft nur von Weitem gezeigt wurden, merken konnte? Es war ihm ein unerklärliches Rätsel.

Einmal jedoch geriet Hans an einen Schaffner, der ihn eines Besseren belehren sollte. Hans war beim Gymnasium in die Strassenbahn eingestiegen und hielt dem Schaffner, sowie der vorbei kam, seinen Fahrausweis hin. Dieser streifte den Ausweis mit einem flüchtigen Blick und ging wieder in die andere Richtung. Die Strassenbahn hatte den Schwedenplatz erreicht und bog in die Taborstrasse ein. Abermals bewegte sich der Schaffner von der vorderen Plattform auf jene zu, auf welcher Hans stand. Jetzt stellte der Schaffner sich so hin, dass er zwischen Hans und dem damals noch offen stehenden Ein- und Ausstieg stand und forderte ihn auf, nochmals den Ausweis zu zeigen. Hans zeigte ihm den Ausweis. Zugleich rutschte sein Herz in die Hose. Nachdem ihn der Schaffner gefragt hatte, warum er verbotenerweise auf dieser Strecke fahre und Hans ihm wahrheitsgemäss von der Ausspeisung erzählte, milderte sich dessen strenger Blick. Hans durfte den Ausweis wieder einstecken, wobei ihm der Schaffner, nur für Hans vernehmbar, zuflüsterte, dass dieser jedes Mal, wenn er ihn in Zukunft in einer Strassenbahn entdecken sollte, mit ihm mitfahren dürfe und keine Konsequenzen befürchten müsse. Hans bedankte sich, war sehr erleichtert, stieg aus und fuhr wirklich nur noch dann schwarz, wenn er diesen Schaffner in einer Garnitur erblickte, was ab und zu der Fall war.

Im Gymnasium lief vieles anders ab als zuvor in der Volksschule. Zudem bestanden Hans' neue Mitschüler zu einem Drittel aus Mädchen, und die Lehrer wurden mit den Titeln „Professor“ oder „Doktor“ angesprochen. Zu lernen gab es mehr und mehr, was für Hans ein grosses Problem war. Auf sich alleine gestellt war er, aus Verspieltheit und Gleichgültigkeit, zum selbständigen Lernen unfähig, konnte und wollte sich dazu nicht und nicht durchringen. Zudem hatte er niemanden zur Seite, der ihn dazu anhielt, ihn beaufsichtigte oder gar ihm helfen konnte, so er Probleme hatte. Abends, wenn Mutter und Onkel Paul heimkamen, hatten sie andere Sorgen, als Hans nach gemachten meist nicht gemachten Aufgaben oder Schulproblemen zu fragen, und er hütete sich wohl, das Thema anzuschneiden. So blieb es nicht aus, dass er schon im ersten Schuljahr zu einer Nachprüfung in Englisch verdonnert wurde. Dann waren sowohl Mutter wie auch Onkel Paul von ihm enttäuscht. Hans wurde mächtig ausgeschimpft. Dennoch wurde ihm ein auf den Zusatzverdienst angewiesener Student als Nachhilfelehrer zur Seite gestellt, der mit ihm über die Sommerferien

den versäumten Stoff aufarbeiten musste. Es war eine Menge Geld, die Mutter und Onkel Paul für die Nachhilfestunden ausgaben, dabei hätten sie es viel nötiger für andere Sachen gebraucht. Hans bestand die Nachprüfung bei Professor Doppler, hatte aber daraus, dass er seine Ferien vergeudet hatte, nichts gelernt, denn er geriet auch im neuen Schuljahr ins gleiche Fahrwasser wie zuvor. Er lernte nur das Allernotwendigste, wäre aber, hätte er sich nur etwas bemüht, ein ausgezeichneter Schüler gewesen. Aufgaben machte er selten, oftmals erst kurz vor Unterrichtbeginn. Häufig liess ihn sein Schulfreund Roland Bardy aus seinem Erarbeitetem abschreiben.

In den leider so rasch verlaufenen zwei Jahren, während denen Hans das Wasagymnasium besuchte, war Roland sein bester Schulfreund geworden. Nicht deshalb, weil er einer der besten Schüler war und ihn oft abschreiben liess, sondern, weil sie einander oft abwechselnd ein Stück auf dem Nachhauseweg begleiteten. Unter den Mitschülerinnen gab es einige, die hübsch, sogar sehr hübsch waren. Auf ein solches Mädchen hatten mehrere Klassenkameraden ein Auge, Roland und Hans längst schon beide geworfen. Das Mädchen hiess Vera Korn, war sehr schlank und hatte hellblondes Haar, das immer zu einem neckischen Pferdeschwanz frisiert war. Wenn Vera einen ansah, meist tat sie es verstohlen, strahlte einem ein grünes Augenpaar entgegen. Es gab noch weitere hübsche Mädchen in der Klasse, wie die rassige und stolze Elisabeth Schubert, die ihr aussergewöhnlich dickes, langes Haar zu Zöpfen geflochten trug. Helga Holobek und Ingeborg Lesiow, beide brünett-blond, waren ebenfalls hübsche Mitschülerinnen. Helga war Veras Busenfreundin. Fast täglich wurde Vera von Helga nach Hause in die Rossauerlande begleitet. Natürlich bemerkten Hans und Roland dies, und so trotteten beide den Mädchen ab und zu im Abstand von etwa dreissig Metern hinterher. Dabei wurde zwischen den Knaben und den Mädchen viel geschäkert. Langten die Mädchen an Veras Wohnhaus an, verschwanden sie im Haus, um kurz danach auf dem strassenseitig gelegenen Balkon zu erscheinen und von diesem sodann eine Weile mit den auf der gegenüber liegenden Strassenseite harrenden Knaben weiter zu schäkern. Nach einer gewissen Zeit kam allen in den Sinn, dass noch anderes zu tun sei. Die Mädchen verschwanden in der Wohnung und die Knaben schritten, Roland den kürzeren, Hans den wesentlich längeren Weg vor sich habend, ihren Heimen zu. Im Klassenzimmer sass Vera in der ersten Reihe, Hans hingegen ziemlich weit hinten. Dennoch trafen sich zwischendurch, wenn auch verstohlen, ihre Blicke. Dann strahlte Hans mit seinen zwölf Jahren, denn er war in Vera, wenn auch nur platonisch, ungeheuer verliebt. Auch Roland hatte die hübsche Vera ins Auge gefasst gehabt, doch mehr Chancen bei ihr - welche überhaupt? - räumte Hans sich selbst ein.

Hans freute sich sehr, wenn ihn der Zeichenpro-

 Hans GAMLIEL

Brüder, aber welche Gegensätze!

Inzwischen hatte Onkel Paul über Umwege in Erfahrung gebracht, wo genau sein Bruder in den USA lebte. Er versuchte sich mit ihm auf postalischem Wege in Verbindung zu setzen. Tatsächlich erhielt er bald darauf Antwort, und ein reger Briefwechsel der Brüder begann. Otto schrieb, dass er sich von seiner ersten Frau Anni scheiden hatte lassen und eine andere Frau, mit Vornamen Elisabeth, aber Lilly gerufen, geheiratet hatte. Lilly war ebenfalls von ihrem ersten Mann, dem Geiger, Dirigenten und Komponisten Albert Silbiger geschieden. Dieser Ex-Ehemann war unter seinem Künstlernamen *Bert Silving* bekannt und berühmt und zu seiner Zeit eine beliebte Musikerpersönlichkeit. Nicht nur, dass er häufig Gastdirigent an der ungarischen Staatsoper war, hatte er in der Pionierzeit des Österreichischen Rundfunks bei *Radio Wien* jahrelang einen fixen nachmittäglichen Sendetermin, zu dem er mit seinem *Silving-Quartett* aufspielte. Zudem komponierte er viele Wienerlieder und Melodien, landete sogar einen, heute würde man dazu „Hit“ sagen, der mit den Worten: „*Eines schönen Tages wird's vorbei sein...*“, begann und unter anderem auch von Kammersänger Erich Kunz interpretiert worden ist. Dass Bert Silving zu seiner Zeit eine sehr populäre Persönlichkeit war beweist die Tatsache, dass in Wien, im dreizehnten Bezirk, eine Gasse nach ihm benannt ist. Lilly und Bert hatten einen gemeinsamen Sohn, der Viktor hiess, jedoch nach der Flucht der Familie in die USA Vic gerufen wurde. Nachdem Lilly von Bert Silving geschieden worden war und Dr. Otto Braun, der noch beim berühmten Wiener Arzt Dr. Anton Eiselsberg assistiert hatte, kennen gelernt und bald darauf geheiratet hatte, zogen sie nach New York. Otto war durch den Arztberuf und seine florierende Praxis reich geworden und genoss das Leben mit seiner neuen Familie in vollen Zügen.

In einem seiner ersten Briefe an Onkel Paul kündigte Otto an, dass er jetzt, wo der Krieg in Europa vorbei war, einen Europa-Urlaub zu machen beabsichtige. Dabei wollte er bei einem Abstecher nach Wien Paul besuchen. Onkel Paul freute sich sehr über diese Nachricht. Auch Dorothea war auf das Kennenlernen neugierig und freute sich ebenfalls auf den angesagten Besuch. Insgeheim setzte Onkel Paul gewisse, fast grosse Hoffnungen in das Wiedersehen. Einerseits hatte er seinen älteren Bruder sehr, sehr lange nicht mehr gesehen und ebenso lange mit ihm keinerlei Kontakt gehabt, andererseits, dachte Onkel

Paul, würde Otto sehen, in welcher Situation er mit seiner Familie im Heim leben musste, und ihnen bestimmt helfen. Nichts davon sollte wahr werden und sich zum Besseren wenden. Im Gegenteil, aus der gehegten Hoffnung Onkel Pauls resultierte eine weitere Enttäuschung, die ihn das kurze ihm noch verbleibende Leben lang begleiten sollte.

Der Termin des Wiedersehens rückte näher und näher, und an einem wunderschönen, heissen Sommertag bog ein eleganter, langsam fahrender, riesiger amerikanischer „Schlitten“ von der Praterstrasse in die schmale Tempelgasse ein. Exakt vor dem „Judenhaus“ hielt er an. Einige Anwohner der Tempelgasse, die sich wie Hans (der aber mit dem Wissen des kommenden Besuches gewappnet war) zum Fenster hinauslehnten und in die Gasse hinab sahen, staunten nicht wenig über den dunkelfarbenen Pontiac mit dem amerikanischen Nummernschild. Am liebsten hätte Hans ihnen laut zugerufen, dass dieser Besuch ihnen gelte, so stolz war er. Der rundherum chrombeschlagenen Limousine entstiegen Otto und Lilly Braun. Gemächlich das Heim und dessen Umgebung betrachtend, schritten sie über den Hof zum Tor und in den ersten Stock hoch. Das Wiedersehen der Brüder, sie fielen einander bereits im dunklen Gang in die Arme, liess beiden Tränen in die Augen schiessen. Sobald sie sich gefasst hatten, stellten sie einander ihre Frauen vor, und ein langes Erzählen, von allen Seiten mit vielen Fragen gespickt, ging los. Hans, der sich nur kurz zur Begrüssung im Zimmer aufhielt, lief danach sofort hinunter und schlich lange Zeit um das chromblitzende Fahrzeug herum, um dadurch allen neugierig auf das Auto gerichteten Blicken zu erkennen zu geben, dass er etwas mit dem Besuch zu tun habe. Otto und Lilly verhielten sich Onkel Paul, Dorothea, aber auch den Kindern gegenüber sehr steif und distanziert. Weder Otto noch Lilly liessen die geringste Regung erkennen, obschon sie bemerkten, dass hier in nur einem einzigen Raum und ohne den geringsten Komfort gehaust wurde. Sie übergingen das Gesehene, sahen es vielmehr als „Es ist halt so“ an. Man hatte den Eindruck, sie seien der Ansicht, dass die einen eben Glück, die anderen Pech gehabt hätten. Mit dieser Gefühlskälte seitens seines Bruders hatte Paul nicht gerechnet. Er hatte vielmehr auf eine Überbrückungshilfe gehofft. Onkel Paul schämte sich vor Dorothea dafür, sich im Verhalten seines Bruders so sehr getäuscht zu haben und von diesem dermassen im Stich gelassen zu werden.

An diese Jahre des Exils, die vom Nationalsozialismus bedrohlich überschattet waren, erinnerte vor Kurzem eine umfassende Dokumentar Ausstellung in München, die von der *Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.* unter Vorsitz von Ilse Ruth Snopkowski veranstaltet wurde. Unter dem Titel „Joseph Roth im Exil 1933 bis 1939“ zeigten die beiden verdienstvollen Kuratoren, Heinz Lunzer, der frühere Leiter der *Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur* (Wien) und Victoria Lunzer-Talos, wie Roths Leben in jenen sechs Jahren immer hoffnungsloser und verzweifelter wurde, obwohl er auch vielen österreichischen und deutschen Schicksalsgenossen Mut machte und ihnen dadurch half, die aussichtslos scheinende Situation irgendwie zu meistern. Manche Exponate waren, wie es im Begleitbuch heißt, erst vor kurzem aufgefunden worden, und viele stammen aus dem Forschungsmaterial der beiden ersten Roth-Wissenschaftler: David Bronsen, der die erste große Roth-Biographie schrieb, und Senta Zeidler, die sich als erste in Österreich wissenschaftlich mit Joseph Roth auseinandersetzte. Beide hatten bereits in den 1950er und 1960er Jahren, als noch viele Zeitzeugen Roths lebten, die Wege des Schriftstellers in der schmerzlichen Zeit des Exils erkundet. Dieses bisher wenig bekannte und kaum veröffentlichte Material wurde im Rahmen der Schau erstmals gezeigt und ausführlich kommentiert.

Im künstlerischen Begleitprogramm zur Ausstellung wurde eine Verfilmung des Romans „Das Spinnennetz“ (D 1989, Regie: Bernhard Wicki) gezeigt sowie „Hiob“ – ein Bühnenspiel nach Joseph Roths gleichnamigem Roman aufgeführt. Hier interpretierten die Grazer Schauspieler Johannes Pump und Katharina C. Sobotka sprachlich ausdrucksvoll und mit meisterhaftem Charme die biblische Geschichte des von Schicksalsschlägen heimgesuchten Melamed Mendel Singer. Zu einem besonderen Ereignis der Joseph-Roth-Tage wurde die Lesung mit Franz Tscherne, dem bekannten österreichischen Schauspieler, der im Film „Radetzkymarsch“ Kaiser Franz Joseph gespielt hatte. Tscherne las mit hinreißender Begeisterung und Leidenschaft aus Roths Essays „Juden auf Wanderschaft“. Musikalisch umrahmt wurde die Lesung mit Klezmermusik (Alexander Maier, Klarinette und Bartek Stanczyk, Akkordeon). Im Vorwort zu diesem Essay (veröffentlicht 1927) stellt Roth die Frage, für wen das Buch bestimmt sei und ob es noch westeuropäische Leser gebe,

„die fühlen, dass sie vom Osten viel zu empfangen hätten und die vielleicht wissen, dass aus Galizien, Russland, Litauen, Rumänien große Menschen und große Ideen kommen“.

Einer dieser großen Menschen, die aus dem Osten kamen, war auch Joseph Roth, der, von den Nationalsozialisten ins Exil gehetzt, am 23. Mai 1939 ins Armenspital Hôpital Necker eingeliefert wurde, nachdem er zuvor im Café Tournon zusammengebrochen war, als er vom Selbstmord Ernst Tollers

erfahren hatte. Am 27. Mai starb der bekannte Schriftsteller, vereinsamt, krank und heimatlos, an einer doppelseitigen Lungenentzündung im Alter von nur 45 Jahren. Sein Grab liegt in der katholischen Sektion der *Cimetière de Thiais* im Süden von Paris. Die schlichte Inschrift auf dem Grabstein lautet „écrivain autrichien – mort à Paris en exil“. In seiner galizischen Heimatstadt Brody, deren Name durch Joseph Roth weltbekannt wurde, erinnert nur eine kleine, ukrainisch und deutsch beschriftete Gedenktafel an den großen Sohn dieser Stadt. Doch wichtiger als Inschriften und Gedenktafeln ist sein bleibendes Werk. ■

AbgzNR Herbert Scheibner Stellvertretender Klubobmann

wünscht allen
Leserinnen und Lesern des
DAVID und der
jüdischen Gemeinde
in Österreich einen
schönen Sommer!

Gewerbebetrieb für Elektrotechnik

Ing. Rudolf Mayer

Beh. Konz. Elektrotechniker
1160 Wien, Wattgasse 9-11
e-mail: rudolf.mayer1@chello.at
Tel.: 485 57 22, Fax: 4850 33 69
- Elektrogerätverkauf - Elektroinstallationen -
- Alarmanlagen -

*wünscht allen Kunden, Verwandten,
Freunden und Bekannten
einen schönen Sommerurlaub!*

**Die SPÖ
Feldkirch/
Vorarlberg**



**wünscht allen jüdischen
MitbürgerInnen einen
erholsamen Sommer!**

Patriot und Weltbürger zugleich

Zum 70. Todestag des österreichischen Schriftstellers Joseph Roth



Claus STEPHANI

Sie kamen aus fernen Landstrichen in Galizien und der Bukowina, die im damals österreichisch geprägten Osten Europas lagen, sie kamen aus Städten wie Brody (in der heutigen Ukraine), Czortkow (heute Tschortkiw, Ukraine), Zablotow (heute Sabolotiw, Ukraine), Tarnopol (heute Ternopil, Ukraine), Lemberg (heute L'viv, Ukraine) und Czernowitz (heute Tschernivzi, Ukraine), oft aus Shtetln am Rande des großen Habsburgerreichs, deren Namen heute meist nur deshalb noch im Gedächtnis der Menschen weiterleben, weil dort einst ein ostjüdischer Schriftsteller oder Künstler geboren wurde. So stammt der Dichter Kubi Wohl, ein „Meteor der proletarisch-revolutionären Dichtung in jiddischer Sprache“, aus Zibau bei Mariensee-Kirlibaba, einer abgelegenen Holzfällersiedlung in den bukowinischen Waldkarpaten (heute Tibau bei Carlibaba Noua, Rumänien), Isaac Schreyer wurde im Shtetl von Wischnitz am Tschereמוש (heute Wyschnyzja, Ukraine) geboren, und der heute in Israel lebende Schriftsteller, Übersetzer und Hochschulprofessor Manfred Winkler erblickte in Putila bei Radautz, einem kleinen Dorf in der Südbukowina (heute Radauti, Rumänien) das Licht der Welt. Viele dieser Dichter, Künstler und Musiker haben einen herausragenden und unvergesslichen Beitrag zur europäischen Literatur und Kultur geleistet, ihr Werk ist heute von internationalem Rang. Der elitäre Reigen spannt sich von Karl Emil Franzos bis zu Manès Sperber, von Paul Celan zu Rose Ausländer, um hier nur vier große Namen des 19. und 20. Jahrhunderts hervorzuheben, stellvertretend für jene vielen, die ebenfalls unvergesslich geblieben sind.

Zu ihnen gehört auch der österreichische Schriftsteller, Romancier, Essayist und Journalist Joseph Roth, an den – anlässlich seines 70. Todestages – nun erinnert werden soll. Hermann Kesten, Herausgeber einer bedeutenden Werkausgabe Roths, charakterisierte ihn treffend als „Rigorist im Moralischen und Ästhetischen“, denn

„Wahrheit und Gerechtigkeit, Maß und Melodie, Vernunft und Reinheit sind die Merkmale seiner Schriften. Er war ein Romantiker, aber mit den Augen eines Realisten. Er kam aus dem Osten und ging in den Westen.“



Joseph Roth in Paris 1935. Abb. mit freundlicher Genehmigung C. Stephani

Joseph Moses Roth, so sein vollständiger Name, wurde am 2. September 1894 in der galizischen Kleinstadt Brody geboren, in der damals mehrheitlich jüdische Einwohner lebten. Später behauptete der Schriftsteller, er sei in Schwabendorf (heute Szwaby), einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Brody geboren, wo es damals neben der lokalen deutschen Mehrheitsbevölkerung auch einige jüdische und polnische Familien gab. Tatsache ist, dass Roth ab 1901 in Brody die Baron-Hirsch-Schule – eine Gründung des bekannten Eisenbahnmagnaten und Philanthropen Maurice de Hirsch – mit Deutsch als Unterrichtssprache besuchte und danach von 1905 bis 1913 in Brody Schüler des Kronprinz-Rudolf-Gymnasiums war. Hier wurde er 1913 als einziger jüdischer Schüler seines Jahrgangs beim Abitur mit dem Prädikat „sub auspiciis imperatoris“ ausgezeichnet.

Im selben Jahr zog Joseph Roth nach Lemberg, um dort zu studieren, doch bereits im Herbst hielt er sich zeitweilig in Wien auf, wo er von 2. bis 9. September am 11. Zionisten-Kongress teilnahm. Nachdem er bekanntlich seine „literarische Heimat offenbar in der deutschen Literatur sah“, entschloss er sich damals, in Wien zu bleiben und an der Universität zu immatrikulieren. Zeitweilig wohnte er zusammen mit seiner Mutter Maria, geb. Grübel, und einer Tante, die vor den Wirren des Krieges im Osten nach Wien geflohen waren in bescheidenen Verhältnissen im 22. Bezirk, Wallensteingasse 14/16. Roths materielle Lage verbesserte sich erst, als er ein Stipendium und einige Hauslehrerstellen erhielt. Doch dann begannen die politischen Ereignisse auch das Leben in Wien zu verändern. Davon wurde nun auch der Pazifist und als „kriegsuntauglich“ eingestufte junge Schriftsteller und Journalist Joseph Roth betroffen:

„Als der Krieg ausbrach, verlor ich meine Lektionen, allmählich, der Reihe nach. Die Rechtsanwälte rückten ein, die Frauen wurden übelgelaunt, patriotisch, zeigten eine deutliche Vorliebe für Verwundete. Ich meldete mich endlich freiwillig zum 21. Jägerbataillon.“

Das war am 31. Mai 1916. Sechs Monate später, als am 21. November der 86-jährige Kaiser Franz Joseph verstarb, stand Roth in der Kette von Soldaten entlang des Wegs, den der Beerdigungszug

gestellt hatte, vorerst keine weiteren Aufträge. Die assimilierten Wiener Juden wollten sich mit Stiassnys Synagogen im maurisch-orientalischen Stil nicht so recht identifizieren und bevorzugten eher die an die Gotik oder Romanik angelehnten Synagogen Max Fleischers oder Jakob Gartners.⁸ Die einzige Synagoge, die Stiassny in Wien realisieren konnte, war schließlich 1893 die *Polnische Schul* für die polnisch-israelitische Gemeinde (Wien 2, Leopoldsgasse 29), auf welche seitens der alteingesessenen Wiener Juden ein wenig herabgesehen wurde. Auch bei dieser Synagoge brachte Stiassny ein orientalisierendes Formenrepertoire zum Einsatz und krönte die Fassade mit einer vergoldeten Zwiebelkuppel, die auf die osteuropäische Herkunft der Gemeinde verweisen sollte.⁹

Selbst in den letzten Jahren seiner Schaffensperiode errichtete Stiassny noch zahlreiche Zeremonienhallen und Synagogen, vor allem in Niederösterreich (Wiener Neustadt und Baden), Böhmen und Mähren, jedoch keine in Wien. Obwohl ein Großteil dieser Kultbauten in der NS-Ära zerstört worden ist, zeugen die wenigen erhalten gebliebenen, wie u. a. die 1904 errichtete, prachtvolle *Jubiläumssynagoge* in der Prager Jeruzalemská Strasse von Stiassnys phantastischem Einfallsreichtum, der ihn zu einem der bedeutendsten Repräsentanten der späthistoristischen Architektur macht.¹⁰

Als Vertreter eines selbstbewussten Judentums kam Stiassny konsequenterweise auch mit Theodor Herzl in Kontakt, den er wahrscheinlich über Vermittlung seines ehemaligen Mitarbeiters und Freundes Oskar Marmorek kennen gelernt hatte, und wurde zu einem engagierten Mitstreiter des Zionismus. Stiassny hatte sich schon länger mit Palästina befasst und auch an diversen Publikationen mitgearbeitet, wobei nicht geklärt ist, ob er das Land je selbst bereist hat.¹¹ Bereits 1897 beim 1. Zionistenkongress in Basel gehörte er dem „Engeren Aktionskomitee“ an (den eigentlichen Exekutivorgan der Bewegung). Während Herzl aber eher auf der politischen Ebene agierte, engagierte sich Stiassny unmittelbar für die Besiedlung Palästinas. 1904 gehörte er zu den Mitbegründern des *Jüdischen Kolonisationsvereines* und äußerte sich in mehreren Vorträgen und Aufsätzen zu diesem Thema.¹² Als sich 1908 das Palästina-Amt in Jaffa wegen der Zusendung von Fachliteratur zur

Erstellung eines Bebauungsplanes für die Siedlung *Achusat Bajit* an Stiassny wandte, übersandte dieser eine Reihe einschlägiger Schriften. Darüber hinaus äußerte Stiassny aber seine Bedenken, dass Laien mit dieser Aufgabe überfordert sein könnten, und bot sich an, selbst kostenlos einen Plan zu erstellen. Als sein Entwurf schließlich im Mai 1909 in Jaffa ankam, hatte man sich in der Zwischenzeit jedoch schon auf einen anderen, definitiven Plan geeinigt und mit den Bauarbeiten begonnen. Trotz seiner Nachfrage wurde Stiassny in Wien, der schon bald darauf verstarb, nicht über diese Situation informiert. Bemerkenswerterweise musste jedoch der Ausbau von *Achusat Bajit*, nicht zuletzt aufgrund der schwierigen topographischen Situation, mehrfach geändert werden, wobei das schließlich ausgeführte Projekt in

seiner Grundstruktur Stiassnys Konzept ziemlich nahe kam, sodass anzunehmen ist, dass einige seiner Überlegungen schließlich doch bei der Realisierung übernommen worden sind. Die Siedlung, die sich bald zu einer mustergültigen Vorstadt von Jaffa entwickelte, wurde 1910 in Tel Aviv umbenannt und bildet bis heute das Herzstück der Stadt.¹³

Stiassny, der ein äußerst vielseitig begabter Mensch war - so beherrschte er mehrere Sprachen und war auch ein ausgezeichnete Musiker - stand mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten seiner Zeit in Kontakt, wie Bertha von Suttner und anderen. Die zahlreichen hohen Orden und Auszeichnungen (u. a. 1873 Goldenes Verdienstkreuz mit der Krone, 1883 Baurat, 1903 Offizierskreuz des Kaiser-Franz-Josefs-Ordens), die

ihm verliehen wurden, und seine Ehrenmitgliedschaft an diversen ausländischen Akademien und Gesellschaften reflektieren die Wertschätzung, die ihm zu Lebzeiten zuteil wurde. Bis zuletzt tätig, verstarb Stiassny nach langer Krankheit (möglicherweise Magenkrebs) während eines Sommeraufenthaltes am 11. Juli 1910 in Bad Ischl. Aus seiner Ehe mit Julie Taussig hinterließ er einen Sohn, der später ein bekannter Arzt wurde.¹⁴ Nach der Überführung des Leichnams wurde Stiassny in Anwesenheit nahezu aller jüdischer Honoratioren Wiens auf der alten israelitischen Abteilung des Wiener Zentralfriedhofes zu Grabe getragen.¹⁵ Eine Gedenktafel am Haus Wien 1, Krugerstraße 8, das um 1900 nach Stiassnys Plänen errichtet wurde und in dem er selbst die letzten Jahre wohnte, erinnert bis heute an sein Wirken. ■



Jubiläumssynagoge Prag (1904/6), Nove Mesto, Jeruzalemska 7 (Peter Prokop)

Wilhelm Stiassny (1842-1910) Architekt - Gemeinderat - Zionist



Ursula PROKOP

Nur wenigen Juden war es vergönnt, im Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine dermaßen bedeutende Rolle zu spielen wie Wilhelm Stiassny, dessen hundertster Todestag nächstes Jahr gefeiert wird. Sein Leben stellt einen jener seltenen, in historischer Hinsicht bemerkenswerten Fälle der geglü ckten Synthese eines selbstbewussten Juden und eines engagierten Wieners dar.

Sowohl die Herkunft von Wilhelm Stiassny als auch die Geschichte seiner Familie sind typisch für die jüdischen Migrationsbewegungen innerhalb der Donaumonarchie. Der Vater Abraham, ein Kaufmann, der ursprünglich aus Austerlitz in Mähren (heute Slavkov, Tschechische Republik) stammte, hatte nach Pressburg (heute Bratislava, Slowakei) geheiratet, wo er kurze Zeit lebte und wo 1842 sein ältester Sohn Wilhelm, dem später noch einige jüngere Geschwister nachfolgen sollten, geboren wurde.¹ Nur wenige Jahre später, wahrscheinlich um 1850, übersiedelte die Familie in die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Die Volksschule besuchte der junge Wilhelm jedenfalls bereits hier, um im Anschluss daran die Oberrealschule zu absolvieren und schließlich 1857 ein Studium am damaligen Polytechnikum (heute: Technische Universität) zu beginnen. Bereits in diesen frühen Jahren machte Wilhelm Stiassny mit seiner außerordentlichen Begabung auf sich aufmerksam und zeigte das für ihn charakteristische Engagement, sich in organisatorischen Fragen einzubringen. Nicht nur, dass er 1861 sein Studium mit Auszeichnung abschloss, übergab der junge Student dem Rektorat ein Memorandum, in dem er eine Reform zur stärkeren fachspezifischen Ausdifferenzierung der Lehrpläne vorschlug. Um seine Ausbildung als Architekt in künstlerischer Hinsicht zu vervollkommen, besuchte Stiassny anschliessend die Akademie der Bildenden Künste, wo er zuerst Schüler der berühmten Ringstraßenarchitekten Eduard van der Nüll und August Sicard von Sicardsburg war, um schließlich 1863 sein Studium bei Friedrich von Schmidt, dem Erbauer des Wiener Rathauses



Porträt Wilhelm Stiassny (Wiener Bauhütte 1910). Abb.: U. Prokop.

abzuschließen. Seine Begabung wurde neuerlich mit einem der renommierten Schulpreise honoriert. Darüber hinaus profilierte sich Stiassny als Mitbegründer der exklusiven Architektenvereinigung „Wiener Bauhütte“, die ausschließlich Absolventen der Akademie vorbehalten war.

Nach einer kurzen Zeit als Praktikant machte Stiassny ab 1865 als selbständiger Architekt und Bauunternehmer in Wien Karriere. Bereits 1867 wurde er seitens des Handelsministeriums als Mitglied der österreichischen Kommission zur Weltausstellung nach Paris geschickt, wo er als Beisitzer einer internationalen Jury mit den Problemen der Errichtung von Arbeiterwohnhäusern befasst war.² In diesem Kontext unternahm er auch mehrere Studienreisen und

konzipierte eine Reform des Wohnbaus auf genossenschaftlicher Basis, wobei er die unzulänglichen Wohnverhältnisse der unteren sozialen Schichten in engem Zusammenhang mit der Volksgesundheit sah, so dass er sich konsequenterweise auch intensiv mit dem Spitalswesen beschäftigte, zu diesen Themen mehrere Vorträge hielt und einige Aufsätze publizierte.³ Als Fachmann fungierte Stiassny dann beratend in vielen Gremien und erhielt auch zahlreiche Aufträge von bedeutenden Wiener jüdischen Familien, wie Rothschild oder Königwarter, für den Bau karitativer Einrichtungen. Über die gesamte Donaumonarchie und sogar darüber hinaus, von Rovinj in Istrien (heute: Kroatien) über Karlsbad (heute Karlovy Vary, Tschechische Republik) und Mährisch-Ostrau (heute Ostrava, Tschechische Republik) bis Smyrna (heute Izmir, Türkei) verteilten sich die diversen Blindeninstitute, Waisenheime, Altersheime und ähnliche Institutionen, die Stiassny im Auftrag dieser großen jüdischen Philanthropen errichtete. In Wien zählten das 1871/72 errichtete Israelitische Blindeninstitut in Wien 19, Hohe Warte 32 (Stiftung Königwarter; heute als Polizeiinspektion genutzt) und das um 1874 erbaute Rothschildspital am Währinger Gürtel 97 zu den bekanntesten dieser Einrichtungen. Das Rothschildspital war noch während der NS-Zeit in Betrieb und diente nach

webe aus unterschiedlich breiten, verwinkelten und verzweigten Straßen, Gassen, Plätzen und Häusern, die von repräsentativen und privaten Innenhöfen durchzogen sind. „Die Erschließungsflächen sind gleichermaßen die Straßen und Plätze. Sie sollten möglichst keine Farbe zeigen.“

Gasse, Straße, Platz

Alle Gänge münden in die Aula, an der auch die Stiege liegt. Hellbeige Sitzwürfel stehen entlang der Seitenwand, durch die raumhohen Scheiben sieht man ins Freie: fließend scheinen grauer Boden und graue Decke in den gedeckten Außenraum überzugehen. „Diese Schule ist der internationalen Moderne verpflichtet“, sagt Architekt Stephan Ferenczy. „Wir wollten, dass das Gebäude seinen Inhalt nach außen weiterträgt und man etwas Buntes und Lebendiges sieht, wenn man vorbeigeht.“ Von der Decke hängt ein freigeformter, textil bespannter Lichtkörper, der



Ein skulpturaler, freigeformter Lichtkörper, den die Architekten BEHF entwarfen. Die Kinder lieben ihn. Schließlich sieht die textile Bespannung nicht nur gut aus, sie eignet sich auch wunderbar, um drunter durchzuflitzen oder Bilder aufzuhängen. Foto: Karoline Mayr

etwa einen Meter über dem Boden schwebt. Die Kinder lieben ihn, weil sie darunter durchflitzen oder sich wie unter einem Dach geborgen fühlen können. Außerdem lässt er sich mit Zeichnungen bekleben. Sonst aber nimmt sich der Raum zurück: grauer Kunststein am Boden, weißer Putz an den Wänden, raumhohe Glasflächen in schwarzen Aluminiumrahmen, lackierte Herakustikplatten an der Decke.

Der Kindergarten liegt im Erdgeschoss und hat Zugang ins Freie. „Er ist der Garten dieser Stadt“, sagt Stephan Ferenczy. Deshalb gibt in den Bewegungs- und Gruppenräumen auch Grün den Ton an: grüner Kautschuk am Boden, grüne Farbe an den Wänden, helles Holz für die niedrigen Tische und Sessel der Kleinen und Kleinsten. In der Mitte jedes Raumes aber steht ein herbstlaubrotes, skulpturales Möbel mit Treppe und Schlafpodest, das sich beklettern lässt und viele Möglichkeiten für Rückzug und Entspannung bietet. Jede Gruppe hat Platz für 24 Kinder, Garderoben und eigene Nasszellen: flächendeckendes Rosa an Boden,

Wand und Decke mit den kleinen Toiletten hinter halbhohe Schwingtüren für die Mädchen, ebenso flächendeckendes Mintgrün bei den Burschen. Dieses Prinzip der durchgehenden Farbgebung in Rosa und Mint setzt sich konsequent auch in den Sanitäreinheiten der Schule fort.



Modernes Design für eine alte Tradition: Stifterwand mit Spendernamen auf bronzefarbenen Kreisen, gestaltet von den Architekten BEHF. Foto: Karoline Mayr

Einen Stock höher führt eine Rampe auf die große Terrassenplattform, die sich über der Kindergartenebene ausbreitet. Hier betritt man die Volksschule, hier sind die Namen der Stifter an einer Wand verewigt. Wie einst bei ihrer Gründung trugen viele Spender zum Bau der neuen ZPC-Schule bei. „Wir wollten die Abstufungen des Gebens ablesbar machen“, erklärt Stephan Ferenczy: je größer der Betrag umso größer der Kreis und desto höher die Reihung.

Aus etwa 500 Personen – Lehrerinnen und Lehrern, Kindergarten- und Nachmittagsbetreuenden, Schülerinnen und Schülern, Kindern und Reinigungspersonal – konstituiert sich derzeit die Einwohnerschaft dieser Stadt, deren Hauptplatz die Aula ist. Hier liegt auch der Speisesaal, ein großer, heller Raum, durch dessen durchgehende Fensterfront im Süden man in den Pausenhof sieht. Braune, leicht durchscheinende Vorhänge geben ihm eine feierliche Note und sorgen dafür, dass die Sonne mittags nicht zu stark hereinfällt. „Das gemeinsame Essen ist ganz wichtig, Licht das gestalterische Thema dieses Raumes“, sagt Stephan Ferenczy. Durch die Glaswand gegenüber sieht man direkt in die Küche: weiß, sauber und klar in zwei Bereiche für Milch und Fleisch getrennt. Als ruhige, leuchtende Streifen ziehen Neonröhren zwischen den transparenten Wänden diszipliniert ihre Bahnen über die Decke. Auch die Stirnwand des Saales ist kupferfarben, alle Tische und Stühle aber sind weiß. Im Geschoss darüber liegt die Synagoge, der zweigeschossige Raum mit der Galerie für die Mädchen, in dem das spirituelle Herz der Schule schlagen wird. Dieser besondere

Eine Schule fürs Leben

Die neue Zwi-Perez-Chajes-Schule auf dem Campus der IKG Wien im Prater

 Isabella MARBOE

Früher gingen die Kinder und Jugendlichen der Zwi-Perez-Chajes-Schule in einem Gründerzeit-Haus in Wien 2, Castellezgasse 35 aus und ein. Irgendwann aber platzte das Gebäude aus allen Nähten. Also entschied sich die Israelitische Kultusgemeinde für einen Neubau. Das dafür ausgewählte Grundstück im Prater hat eine lange Vergangenheit: Es ist Teil des ursprünglichen Areals des legendären Sportclubs Hakoah. Architekt Thomas Feiger plante die neue Anlage, und auch das neue ZPC-Schulgebäude, das im Westen direkt an die Dreifach-Turnhalle anschließt. Das Team von BEHF gestaltete das Innere der neuen Schule und ließ sich dabei vom Bild einer lebendigen Stadt leiten. Die Gänge, Foyers und Pausenhallen sind wie Straßen und Plätze angelegt, in den Gruppenräumen und Klassen führen bunte Farben und die Nutzergemeinschaft der Lehrenden und Kinder das Regiment.

Die Zwi-Perez-Chajes-Schule ist eine Institution mit Geschichte. Bereits am 1. Oktober 1919 hatte das vom berühmten Oberrabbiner Zwi Perez Chajes gegründete und durch Spenden und Subventionen der Kultusgemeinde erhaltene jüdische Privatgymnasium in der Innenstadt, Drahtgasse 4 seinen Betrieb aufgenommen. Obwohl die Lehrerinnen und Lehrer in der krisengebeutelten Ersten Republik nicht damit rechnen konnten, ihre Gehälter pünktlich ausgezahlt zu bekommen, wurden 122 Schülerinnen und Schüler unterrichtet. Koedukation, Sonntagsschule und vier bis fünf Stunden Hebräischunterricht pro Woche zählten zu den Eckpfeilern der Lehre, der schon damals hohes Niveau bescheinigt wurde. 1921 bekam die Schule das Öffentlichkeitsrecht verliehen, 1923 erfolgte der erste Umzug, in die Castellezgasse 35. Ein Jahr später vermerkte Landesschulinspektor Oskar Benda in einem Bericht,

„dass die Anstalt hinsichtlich des Standes in den humanistischen Fächern den Durchschnitt der Bundesmittelschulen nicht nur erreicht, sondern vielfach nicht unbeträchtlich übersteigt und im allgemeinen einen Eindruck hinterlässt, den man an Privatmittelschulen zu begegnen nicht gewohnt ist.“

1936/37 übersiedelte das Gymnasium in die Staudingergasse, während der Kindergarten das Haus in der Castellezgasse belegte. Zwei Jahre später wurde die Schule durch das NS-Regime geschlossen, das Gebäude bis 1945 als Sammellager für den Transport von Juden in die Konzentrationslager genutzt. Nach dem Krieg vermietete die IKG Wien das Gebäude

fast 38 Jahre lang an den KZ-Verband, bis es 1983 wieder zu einer Volksschule mit Kindergarten umgebaut wurde. 1984 begann der Unterricht in einer ersten Klasse Gymnasium, 1991 folgte ein Zubau, 1992 schloss der erste Maturajahrgang ab. Doch die Schule platzte aus allen Nähten und konnte dem Andrang an Lernwilligen nicht mehr gerecht werden. Erst wurde ein Grundstück im nahen Augarten erwogen, dann entschied sich die Kultusgemeinde für einen Neubau an einem Standort mit viel Vergangenheit und viel Zukunft. Das Grundstück an der Simon-Wiesenthal-Gasse liegt auf dem ehemaligen Areal des legendären Sportclubs Hakoah in einem Stadterweiterungsgebiet erster Güte. Viel sportlicher und grüner geht es auch heute kaum: Im Süden quert die Trasse der künftigen U-Bahn-Verlängerung den Horizont über den schmucken Kleingärten, hinter denen der Prater beginnt. Die beiden großen Stadien, die gleichnamige U2-Station, Stadion-Center, Prater Hauptallee und Donau sind nur einen Steinwurf entfernt, unmittelbar an der westlichen Grundgrenze beginnt die neue Hakoah Sport- und Freizeitanlage, deren Dreifach-Turnhalle im Westen direkt an die ZPC-Schule angebunden ist.

Am nördlichen Nachbargrundstück ragen Kräne in den Himmel: Aus der Bauernfeldgasse in Döbling hierher übersiedelt das *Maimonides-Zentrum*, wo alte und betreuungsbedürftige Menschen ihren Lebensabend verbringen. Am 15. Dezember wird das neugeschossige Gebäude mit Pflegeheim für 204 Betten, Seniorenresidenz und 149 Wohnungen eröffnet.



Zum Laubhüttenfest gerüstet: die glasgedeckte Pergola im Innenhof der Zwi-Perez-Chajes Schule lässt sich öffnen. Foto: Dieter Werderitsch

„Is shwer zu sayn a jiddischer Gibber“
Das Bild des jüdischen Helden von biblischen Vorbildern zu Darstellungen im zeitgenössischen Film

 Felice Naomi WONNENBERG

Am Vorabend des 28. April, des „Tages der Erinnerung an die gefallenen Soldaten der Kriege Israels“ ertönen in Israel um 20 Uhr die Sirenen. Egal, welcher Beschäftigung die Menschen an diesem Tag auch nachgehen, jede Bewegung gefriert und das Land steht still für eine 2-minütige Gedenkpause. Von meinem Balkon aus sehe ich die Menschen vor ihren Fernsehern aufstehen, das Radio unterbricht seine Sendung. Menschen auf der Strasse steigen aus ihren Wagen und erstarren wie abgestellte, vergessene Skulpturen mitten auf der Hauptstrasse. Ich denke an die Soldaten in den öffentlichen Bussen, Jungen, kaum der Pubertät entwachsen, die meist vollkommen erschöpft in den Sitzen über ihren Gewehren zusammen gesunken eingeschlafen sind. „Is shwer zu sayn a Jid“ ist ein altes jiddisches Sprichwort. Noch schwerer jedoch ist es, ein „jiddischer Gibber“, ein jüdischer Held zu sein.

Die historischen Umstände haben es jüdischen Männern seit Jahrtausenden schwer gemacht, „heldenhaft“ zu erscheinen. Auch die Erwartungen und Wunschvorstellungen der jüdischen Gesellschaft gegenüber ihren Männern waren oft ganz anders als die der nicht-jüdischen Umgebung. In der Bibel wimmelt es nur so von „jüdischen Helden wider Willen“. Jona zum Beispiel, gerade von G'tt zur Misson berufen, versucht sich sofort aus dem Staub zu machen. Auch Moses glaubt G'tt nicht, dass er der richtige Mann für die Heldenmission ist und muss erst vom Allmächtigen überredet werden. Nachdem er dann aber einen „heldenhaften“ Einsatz geleistet und 40 Jahre lang das Volk Israel durch die Wüste geleitet hat, wird ihm der „heldenhafte“ Einzug ins gelobte Land von G'tt verwehrt. Nach rabbinischer Interpretation, weil er zu sehr „gross getan“ hat, als er mit seinem Stab auf den Felsen schlug, als ob er eigenmächtig das Wasser hervorbringen könnte, verkennend, dass es G'ttes Hilfe war, die den Quell hervorsprudeln hatte lassen. Auch um die Mannhaftigkeit ist es nicht immer klassisch heldenhaft bestellt. Abraham zeugte bis ins hohe Alter keine Nachkommen. Josef, der zwar in Ägypten Karriere machte, wird als – heute würde man sagen – Transvestit beschrieben: Er schminkte seine Augen und trug einen regenbogenfarbenen Mantel.

In der Diaspora hatten Juden erst recht Grund, sich nicht in der Heldenrolle daheim zu fühlen. Im mittelalterlichen Europa war es ihnen unter-

sagt, Waffen zu tragen. Die Zeit der Kreuzzüge und später der Inquisition brachten Pogrome und Verfolgung mit sich. So kam es sogar dazu, dass Juden sich selbst nicht als Helden, sondern ganz im Gegenteil als „gejagt wie die Hasen“ empfanden. In Pessachgebetsbüchern findet man Holzschnitte mit sogenannten „Jag-ne-Has Darstellungen“, in denen eine Gruppe von Hasen gezeigt wird, die von Hunden und Jägern verfolgt wird, wie in einem Beispiel aus Schlesien.



Yaknehaz – mnemotechnische Zeichen für die Reihenfolge der Segenssprüche des Kiddusch am Pessach-Abend, welche am Schabbat-Abend auftritt. Holzschnitt, Minhagim Buch, Jiddisch, Niederschlesien, 1692. Tel Aviv, Gross Familiensammlung mit freundlicher Genehmigung F. Wonnemberg.

In einer Haggada aus Barcelona (14. Jahrhundert) wird ein weiteres Sinnbild dazugenommen. Dort sieht man eine Darstellung des Wortspiels *Domini Canes - Hunde Gottes*. Die Dominikaner, die sich in der Inquisition besonders eifrig mit der Judenjagd befassten, werden als „Hunde Gottes“ gezeigt, die jüdische Hasen jagen. So sieht man in den Haggadot, wie Hasen von schwarz-weiß gefleckten Hunden gehetzt werden. Die Fellzeichnung der Hunde soll an die Kutten der Dominikaner erinnern. Das ist ein jüdisches Selbstportrait, in dem sich die mittelalterlichen Juden Europas nicht als Helden, sondern vielmehr als Angsthasen darstellen.

Aber wie sieht es heute in Israel aus in puncto Heldentum? Eigentlich gibt es ja Kriege genug, in denen man sich als Held profilieren könnte. In Krisenzeiten hat das Heroische immer Hochkonjunktur. Für eine zeitgenössige Analyse der Heldenbilder einer Kultur oder eines Landes bietet sich heute kein anderes Medium besser an als der



Ich möchte allen jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern meine besten Wünsche für einen schönen, angenehmen und erholsamen Sommer übermitteln.

Bundeskanzler Werner Faymann

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

Den jüdischen Bürgern
in unserem Lande
wünsche ich einen schönen
Sommer!



HANS NIESSL
Landeshauptmann
von Burgenland



**Unser Ziel:
Sie schauen
sicher in die
Zukunft.**

Sozialdemokratische GewerkschafterInnen
1010 Wien, Teinfaltstraße 7
Tel: 01/534 54/240, www.goedfsg.at



Der Kampf um Ressourcen Neues Konfliktpotential für den Nahen und Mittleren Osten?



Arnold H. KAMMEL

Das Welt-Energiesystem befindet sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts an einem Scheideweg. Neben dem Kampf um Erdöl und Erdgas und der Sicherstellung der Energieversorgung stellt die zunehmende Knappheit der lebenswichtigen, aber auch konfliktträchtigen Ressource Wasser eines der wichtigsten grenzübergreifenden Probleme dar. Der Kampf um Wasser verschärft sich durch Bevölkerungswachstum und Klimawandel gerade in trockenen Regionen dramatisch. Damit steigt die Gefahr politischer Konflikte. Die Region des Nahen und Mittleren Ostens, die an Erdöl und Erdgas die größten Reserven besitzt, zählt zu den besonders wasserarmen Gebieten der Welt. Die Kontrolle über Wasser hat politische und wirtschaftliche Dimensionen, Ressourcenpolitik wird somit zur Geopolitik.

Erdöl und Erdgas sind zentrale Faktoren im Nahen und Mittleren Osten, deren Bedeutung für den globalen Energiemarkt enorm ist: 61 Prozent der weltweiten Erdölreserven befinden sich in dieser Region. Dabei entfällt mehr als die Hälfte der Ölreserven auf nur fünf Staaten: Saudi-Arabien, Iran, Irak, Kuwait und die Vereinigten Arabischen Emirate. Institutionell gehören alle fünf genannten Staaten der OPEC an und sind somit innerhalb des Förderkartells die erdölreichsten Länder. Saudi-Arabien allein besitzt 21 Prozent der Ölreserven weltweit. Hier befindet sich das größte konventionelle Ölfeld der Welt. Aus dem Ghawar-Feld, das sich im Osten Saudi-Arabiens befindet, werden täglich rund 5 Millionen Barrel Öl gepumpt, was fast 6 Prozent der weltweiten Förderleistung entspricht. Auch beim Erdgas spielen die Länder des Nahen und Mittleren Ostens eine wichtige Rolle: Sie verfügen über 41 Prozent der globalen Reserven. Öl und Gas sind sowohl für den Export und die Wirtschaft, als auch für die regionale Energieversorgung entscheidend. Die Länder des Nahen und Mittleren Ostens sind für die USA, West-Europa und Teile Asiens wichtige Öllieferanten. Doch nicht nur die erdölimportierenden Länder sind auf das Ölgeschäft angewiesen, umgekehrt sind die Länder des Nahen und Mittleren Ostens von den Erlösen aus dem Öl-Exportgeschäft zum größten Teil massiv abhängig. Oft decken die Einnahmen den größten Anteil des Bruttoinlandsprodukts. In Kuwait stammten laut *Energy Information Administration* (EIA) im Jahr 2006 über 90 Prozent der Exporterlöse, somit zwei Fünftel des kuwaitischen Bruttoinlandsprodukts, aus dem Ölgeschäft. Während für den Westen die

Frage nach der Diversifizierung der Energieimporte immer vordringlicher wird, arbeiten nicht nur Kuwait, sondern auch die anderen Länder des Nahen und Mittleren Ostens verstärkt an einer Diversifizierung der Exportwirtschaft, um diese Abhängigkeit vom Ölexport zu verringern.

Betrachtet man die Erdgasreserven, so ist festzustellen, dass nach Russland der Iran über die größten Erdgasreserven weltweit verfügt, gefolgt von Qatar, Saudi-Arabien und den Vereinigten Arabischen Emiraten. Gemeinsam verfügt der Nahe und Mittlere Osten über mehr als 40 Prozent der Erdgasreserven weltweit. Innerhalb der Region ist der Iran mit über 38 Prozent das erdgasreichste Land. Zugleich ist das Land der viertgrößte Erdgasproduzent weltweit, auf Rang sieben folgt Saudi-Arabien als weiterer wichtiger Gasproduzent. Nach Schätzungen der *International Energy Agency* werden bis zum Jahr 2030 rund 46% der Erdgasförderung aus dem Nahen Osten kommen, dessen Produktion sich bis zum Jahr 2030 auf rund 1 Billion m³ verdreifachen wird. Die Region des Nahen und Mittleren Ostens ist auch beim Energieverbrauch stark von Öl und Gas abhängig. Der Erdölverbrauch ist nach Berechnungen der EIA in den letzten zehn Jahren um 40 Prozent gestiegen, bei Erdgas lag der Zuwachs sogar bei knapp 82 Prozent. Alternativen zu Erdöl und Erdgas sowie wirklich alternative Energieformen finden sich nur im beschränkten Maße. Kohle sowie erneuerbare Energien sind für den dortigen Energiemarkt kaum von Bedeutung, bislang gibt es auch keine Atomkraftwerke in der Region. 2007 verbrauchte die Bevölkerung des Nahen und Mittleren Ostens rund 574 Millionen Tonnen Rohöläquivalent, das entsprach rund 5 Prozent des Primärenergieverbrauchs weltweit.

Der Kampf um Wasser

Neben dem Kampf um Erdöl und Erdgas spielt gerade Wasser für die Region des Nahen und Mittleren Ostens eine zentrale Rolle. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung im Nahen Osten mit Ausnahme des Maghreb ist entweder abhängig von Flüssen, die mehrere Länder durchqueren, von entsalztem Meerwasser, oder von der Grundwasserversorgung. Zwei Drittel der arabisch sprechenden Bevölkerung sind abhängig vom Wasser aus Flüssen, die aus nicht-arabischen Ländern kommen. Wasser stellt im Nahen Osten einen raren Rohstoff dar, den viele für wichtiger erachten als Öl. Das zentrale Oberflächenwassersystem des vorderen Nahen Ostens

100 Jahre Tel Aviv – Israels Kulturhauptstadt hat Geburtstag



Felice Naomi WONNENBERG

Tel Aviv wird 100 Jahre alt. Masel tov! In der Ansprache des Bürgermeisters Ron Huldai klingt es etwas politisch korrekt gestelzt: „Tel Aviv – Yaffo wird 100 Jahre“. Da ist die Wahrheit ein wenig auf der Strecke geblieben. Zwar wurde die alte Hafencity Yaffo eingemeindet, aber eine gemeinsame, identische Geschichte hat das Zwitterwesen Tel Aviv – Yaffo nicht. Yaffo blickt auf 4 Jahrtausende Geschichte zurück, selbst die Ägypter haben Ruinen hinterlassen, und in einem griechischen Mythos wird die verzweifelnde Andromeda an jenen Felsen gekettet, der bis heute gleich bei der Hafeneinfahrt des malerischen Städtchens liegt.

Tel Aviv hingegen ist wirklich 100 Jahre alt. Als die Sanddünen im Norden von Yaffo 1909 an 60 Familien per Lotterieverfahren verlost wurden, erblickte diese „weiße Stadt“ am Meer, die erste jüdische Metropole, das Licht der Welt. Eigentlich sind die Tel Aviver nie um einen Vorwand verlegen, um das Leben zu genießen, aber in diesem Jahr hat man sich der Lieblingsbeschäftigung der Tel Aviver – dem Feiern – ganz offiziell verschrieben. Den grandiosen Auftakt zu den Hundertjahrfeiern bildete das Festkonzert auf dem Rabin-Platz am 4. April, dem Geburtstag der Stadt. Eine 360-Grad-Licht- und Soundshow, auf alle den Platz begrenzenden Häuser sowie das Gebäude der Stadtverwaltung projiziert, bildete den Höhepunkt des Abends,

der vom Israelischen Philharmonie-Orchester unter der Leitung von Zubin Mehta musikalisch gestaltet wurde. Berühmte israelische Sänger und Schauspieler traten in einer Bühnenshow auf, ein Feuerwerk tauchte den Mittelpunkt der Stadt in ein Farbenmeer.

Doch die Feierlichkeiten bleiben nicht auf den Jubiläumstag beschränkt. Bis zum Ende des Jahres bietet die Stadt kulturelle, sportliche und gesellschaftliche Divertimenti. Selbst beim alltäglichen Spaziergang über die grünen Boulevards von Tel Aviv macht sich das Festjahr bemerkbar. Der beliebte Rothschild-Boulevard, auf dem die Tel Aviver Modehunde, die Möpse, Parade geführt werden, ist geschmückt mit unzähligen Flaggen und kleinen Lichterketten. In den lauen Abendstunden kann man dort nun in einem Sternchenmeer an Kaffebuden flirten und gesehen werden. Wer nicht nur gesehen werden, sondern auch selbst etwas entdecken möchte, kann sich eine der vielen Jubiläums-Kunstaussstellungen anschauen. Seit April werden hunderte historische Fotografien aus privaten Fotobeständen der Tel Aviver Bevölkerung präsentiert. Vergrößert in Leuchtkästen auf Boulevards und in den Geschäften entdeckt man die erste Apothekerin der Stadt Tante Meira, Mädchen beim Strandbad, den Milchmann, kurz: die Akteure des Alltags von damals.

Dem Tel Aviv-Museum wurde von der Europäischen Union als Geburtstagsgeschenk an die Israelis die Ausstellung „*Sounds and Vision*“, künstlerische Filme und Videos aus Europa zur Verfügung gestellt. Das Museum selbst zeigt die Ausstellung „*Tel Aviv Time*“, künstlerische Fotografie, kuratiert von Nili Goren. Ein gutes Dutzend israelischer und internationaler Künstler zeigt seine Sicht auf die Metropole. Dabei kommen neben den „grossen Stadtansichten“ auch bemerkenswerte Details ins Blickfeld. Die



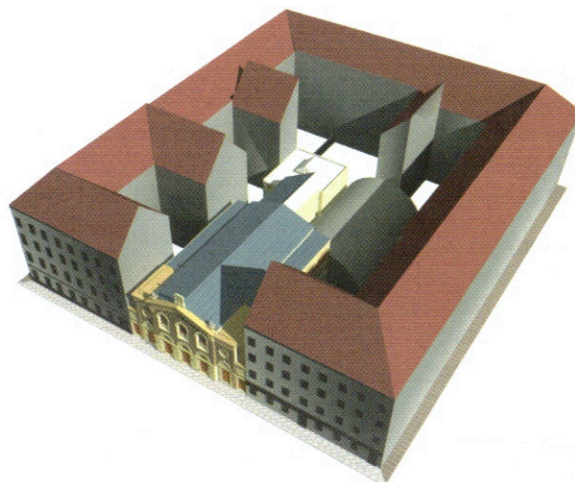
Rabin-Platz, 4. April 2009. Foto: Ariel Stern, mit freundlicher Genehmigung F. N. Wonnemberg

(1912-1914) verantwortlich gezeichnet. Nach dem Ersten Weltkrieg plante er den Umbau der *Polnischen Schul* in der Großen Schiffgasse und leitete die Umbauarbeiten für den *Storchentempel* (Storchengasse 21, 1930). Der *Hubertempel* mitsamt Betsaal wurden am 10. November 1938 verwüstet. Seine Ruine blieb jahrzehntelang als solche erhalten und wurde erst Anfang 1970 abgetragen. Nach mehreren Planauswechslungen wurde im Jahr darauf die heute noch bestehende Wohnhausanlage der *Jungen Generation* bewilligt und errichtet. Ludwig Tischler hatte als selbständiger Architekt in den Goldenen Jahren der Gründerzeit eine Vielzahl an Bauten errichtet. Zumeist handelte es sich um Mietpalais gehobenen Standards und Hotelbauten wie zum Beispiel das Hotel Metropol (1, Morzinplatz 4), das während des Zweiten Weltkriegs der GESTAPO als Hauptquartier diente. Der *Hubertempel* in Ottakring stellt Tischlers ersten Sakralbau dar. 1898 folgte die Renovierung der griechisch-orthodoxen Kirche in der Wiener Griechengasse, 1906 die Errichtung des sogenannten Kleinen Tempels in Brünn (Mähren, CZ). Auch dieser Tempel sollte der Zerstörung anheim fallen.

Gerlinde Grötzmeier bearbeitete im Rahmen ihrer Diplomarbeit an der TU Wien³ die Rekonstruktion des Tempels in der Hubergasse. Lange Zeit erschien die Aktenlage für die computergestützte Rekonstruktion des *Hubertempels* äußerst problematisch, stand doch bloß eine rudimentäre, briefmarkengroße Grundrissabbildung zur Verfügung.⁴ Die akribische Suche nach behördlich bewilligten Planunterlagen war zunächst nicht von Erfolg gekrönt; ein für die Stadt Wien seltener Umstand, konnte doch von anderen Synagogen umfangreiches Archivmaterial bei den „Altbeständen“ gefunden werden. Dass im Zuge der Errichtung des *Hubertempels* weitere Planunterlagen erstellt wurden, ist anzunehmen, doch besteht hier keine Archivierungspflicht, und auch die involvierten Planungsbüros sind längst verschwunden.

Die Einreichplanunterlagen des Magistrats schienen also verschollen. Über das Archiv des Jüdischen Museums Wien konnte aber Zugang zum umfangreichen Bestand des seinerzeitigen Technischen Amtes der IKG gefunden werden: Dieser beinhaltet nicht nur detaillierte Planunterlagen wie z.B. Grundrisse und Schnitte, sondern auch Materialien zu verschiedenen Innenraumdetails und sogar Ausführungspläne für einzelne Leuchten. Überdies erwies sich das Ottakringer Bezirksmuseum als wichtiger Bilderlieferant, tauchten doch durch Vermittlung von Jochen Müller gleich zwei bislang nicht publizierte Straßenszenen auf. Eine davon war auf dem Cover des *DAVID – Jüdische Kulturzeitschrift*, Heft 77 (2008) abgebildet. Bei genauer Betrachtung fallen interessante Details auf: So scheinen die Laternen bzw. auch die Davidsterne einfach entfernt worden zu sein. ■

- 1 Genée, Pierre: Wiener Synagogen 1825-1938. Wien: Löcker Verlag 1987.
- 2 Ebenda.
- 3 Grötzmeier, Gerlinde: Virtuelle Rekonstruktion der Ottakringer Synagoge, Hubergasse 8. Unveröffentlichte Diplomarbeit TU Wien 2008.
- 4 Paul, Martin (Red.): Technischer Führer durch Wien. Wien: Gerlach & Wiedling 1910.




Lage des Hubertempels im Häuserblock. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung B. Martens.



Straßenseitige Ansicht der Hubergasse aus beiden Richtungen. Fotos: Bezirksmuseum Ottakring mit freundlicher Genehmigung B. Martens.

Die Rekonstruktion der Synagoge in der Hubergasse in Wien

 Bob MARTENS



Blick in den Hauptraum von der Galerie aus. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung B. Martens.



Winterbetsaal. Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung B. Martens.

Zum Titelbild: Strassenseitige Ansicht der Synagoge in der Hubergasse in Wien-Ottakring.

Die Synagoge in der Hubergasse 8 in Wien-Ottakring wurde 1885-86 nach Plänen des Architekten Ludwig Tischler (1840-1906) errichtet. Das Hauptmerkmal der sakralen Baustruktur stellte die dreischiffige Anlage dar. In den Vorraum gelangte der Besucher über einen von drei Eingängen, um in weiterer Folge den Hauptraum mit einem Fassungsvermögen von 406 Männer- und 266 Frauensitzen zu erreichen. Die Frauengalerien in den Seitenschiffen wurden durch gemauerte Pfeiler in zwei Etagen getragen und auch gesondert erschlossen. Der Hubertempel entstand zu einer Zeit, als der eigentliche Wiener „Synagogenbauboom“ noch nicht eingesetzt hatte.¹ Lässt man die angebrachten religiösen Dekorelemente außer Betracht, so wirkte die Synagoge im Straßenverlauf auf den ersten Blick hin nicht unbedingt als sakraler Bau. Lediglich an der Giebelspitze waren die zwei Gesetzestafeln angebracht, begleitet von zwei Davidsternen. Geprägt war die Außenfassade zweifelsohne von den hohen Eingangstüren sowie den darüber liegenden drei großen Bogenfenstern und flankierenden Rundfenstern in den Seitenschiffen. Auf Turm- oder Kuppelaufbauten wurde gänzlich verzichtet. Nur der vorspringende Mittelrisalit stellte eine bescheidene architektonische Maßnahme zur Differenzierung des Baukörpers dar. Gleiches galt auch für die geschoßhohe Berührung der benachbarten Fassade - wohl um den Hauptraum mit ausreichend Tageslicht zu versorgen.

Im Jahr 1926 konzipierte der Architekt Ignaz Reiser (1863-1940) im hinteren Bereich einen kompakten, leicht beheizbaren Betsaal mit 124 Sitzplätzen für die Wintermonate.² In praktisch allen großen Synagogenbauten war es üblich, den Hauptraum nur am Schabbat bzw. an Feiertagen zu verwenden und an Wochentagen die „Winterschul“ zu nutzen. Reiser hatte zuvor für den *Jubiläumstempel* in der Wiener Pazmanitengasse (1913) und für die Synagoge